

# attempto!

Forum der Universität Tübingen

April 2008

## In unruhigen Gewässern

Wohin steuert die Universität?

- > »Projekt Chance« auf dem Prüfstand
- > Rhetoriktraining im Online-Seminar
- > »Unsold Lectures« mit Robert B. Laughlin
- > Der Unitresor und sein Silberschatz

## Topthema



Foto: Rößler

- 4 Konzentration ist notwendig**  
Internationale Wettbewerbsfähigkeit nur mit wenigen Eliten
- 6 Konzentration gefährdet Vielfalt**  
Forschungsmonopole verhindern Wissensrevolution

- 10 Eliteuniversität Württemberg**  
Stuttgart 21 und ein nicht ganz ernst gemeinter Vorschlag
- 12 Mit Internationalität und Praxisnähe im Aufwind**  
Fachhochschulen auf Erfolgskurs
- 14 In der Hochschulmedizin muss sich vieles ändern**  
Privatisierung am Beispiel von Marburg und Gießen
- 16 Keine Chancen vergeben**  
Professor Stefan Laufer im Interview über anwendungsorientierte Forschung
- 18 Qualität der Lehre sicherstellen**  
Lehrprofessur darf nicht zum Alibi werden
- 20 Die Universität im Jahr 2020 – eine Mitarbeiter-Vision**  
Ideen, Wünsche und Erwartungen für die Zukunft



Foto: Soppa

Die Kleinarbeit mit Massenfunden macht Archäologen viel Mühe, liefert aber wichtige Informationen.  
**Forschung** > ab Seite 26



Foto: Soppa

Auswahlgespräche für Studienbewerber: Wirtschaftswissenschaftler und Japanologen zeigen, wie's geht.  
**Studium und Lehre** > ab Seite 32



Karikatur: Daumier

Lithografien von Honoré Daumier im Museum Schloß Hohentübingen  
**Unikultur** > ab Seite 36



Foto: Soppa

Hinter Schloss und Riegel: was der Uni-Tresor zu verbergen hat.  
**Porträt** > ab Seite 42



Foto: Knerim

Internationalisierung als Aufgabe: Der Unibund hilft.  
**Unibund** > ab Seite 44

## Auf der Suche nach einer neuen Identität

Liebe Leserinnen und Leser,

dem Wettbewerb auf allen Gebieten und Ebenen können sich die Hochschulen, selbst wenn sie es wollten, nicht entziehen. Wie eine herausragende Universität in Zukunft aussehen soll und unter welchen Voraussetzungen sie bestehen kann – dazu haben viele verschiedene Leute viele verschiedene Meinungen. Eifrig wird verglichen und gerankt, neu konzipiert, konzentriert und abgespalten, kooperiert, fusioniert, privatisiert, internationalisiert, zentralisiert und ganz nebenbei natürlich auch gespart.

Welche Uni wird die beste? Sollten sich die Universitäten nur noch über ihre vermeintlichen Stärken profilieren? Wo erfordert der Wettbewerb zugleich auch Zusammenarbeit unter den Universitäten? Müssen andere Forschungseinrichtungen in die Universitäten integriert werden? Sollen die Universitäten stärker in die Anwendungsforschung gehen? Oder sind ohnehin die Fachhochschulen die innovativeren Hochschulen? Braucht man noch die Einheit von Forschung und Lehre? Reichen für die neuerdings zahlende Kundschaft der Studierenden ein paar mehr Dozenten oder müssen neue Lehrkonzepte her? Kämen die Universitätsklinika besser ohne die Unis aus? Sollen sie privat geführt werden?

Diese Fragen diskutieren Autorinnen und Autoren im *attempto!*-Topthema »In unruhigen Gewässern – Wohin steuert die Universität?« und geben ihre ganz persönlichen Antworten. Die Themenvielfalt lässt erahnen, wie stark sich die Universitäten mit ihren heutigen Strukturen in Frage gestellt sehen. Erst mit der Zeit wird sich zeigen, ob sie – und vor allem, welche von ihnen – im Wettbewerb mithalten können oder ob sie aus der großen Konkurrenz sogar gestärkt hervorgehen.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Die Redaktion



Konzentration statt Zersplitterung: So könnten mehr Spitzen aus der deutschen Forschungslandschaft aufragen.



Foto: Rößler

# Konzentration ist notwendig

Von Peter Hommelhoff

Die Forschung an deutschen Universitäten ist international nur mit wenigen Spitzen wettbewerbsfähig. Der ehemalige Rektor der Universität Heidelberg sieht als Gründe eine Zersplitterung und Versäulung der deutschen Wissenschaftslandschaft. Er plädiert daher für Konzentration, Vernetzung und Fusionen.

Deutschland verfügt in seinen Hochschulen und anderen Forschungseinrichtungen über ein starkes und breites Gesamtpotenzial für Forschung, Lehre und Nachwuchspflege auf (aus internationaler Perspektive geschaut) relativ hohem Durchschnittsniveau. Allerdings brechen aus diesem Niveau nur ganz wenige Spitzen nach oben hervor, die mit internationalen Spitzeneinrichtungen, insbesondere denen in den Vereinigten Staaten und Großbritannien, erfolgreich konkurrieren können. Im weltweiten Wettbewerb der Hochschulen und Forschungseinrichtungen muss Deutschland aber schon deshalb sichtbar werden und auf vordere Positionen aufschließen, weil Spitzenforschung und -lehre unverzichtbare Voraussetzungen für herausgehobene Positionen in Wirtschaft, Sozialem und Politik sind.

Von Spitzenpositionen in Forschung und Lehre ist Deutschland bekanntlich noch immer ein weites Stück entfernt. Dafür gibt es verschiedene Gründe: zum ersten die Zersplitterung der Spitzenforschung zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen sowie die vor allem administrative Versäulung von Universitäten hier und Fachhochschulen da, zum zweiten die noch immer unzureichende Profilierung und Schwerpunktsetzung in den deutschen Hoch-

schulen und zum dritten die eklatante Unterfinanzierung des Hochschulsystems primär in der Lehre, aber durchaus bemerkenswert auch zulasten international relevanter Spitzenberufungen. Zugegeben – bei diesen drei Hauptpunkten hat sich in den letzten Jahren manches positiv entwickelt; es bleibt aber trotzdem noch vieles zu tun.

## »Vor verfehltem Ehrgeiz hüten«

Die Universitäten und Hochschulen müssen in ihren Bemühungen um Profilierung und Schwerpunktsetzung engagiert fortfahren und sich dabei vor verfehltem Ehrgeiz hüten. Nicht jede Universität in tiefster Provinz kann ernsthaft in der vollen Breite ihrer Fächer mit Harvard oder Oxford konkurrieren und dafür die besten Studenten aus ganz Deutschland attrahieren wollen. Das wäre schlechterdings nicht finanzierbar, schließt jedoch selbst in solchen Universitäten einzelne Einrichtungen der Spitzenforschung nicht aus und auch nicht die Konzentration auf das Ziel, für das engere und weitere Umfeld der Universität das erforderliche akademische Personal bestens ausgebildet in ausreichender Zahl zur Verfügung zu stellen. Sogar in solchen Universitäten sind vereinzelt »Orchideenfächer« belebend durchaus am Platze – allerdings nur dann, wenn sie



**Peter Hommelhoff**

ist emeritierter Professor für Bürgerliches Recht, Handels- und Wirtschaftsrecht, Rechtsvergleichung an der Universität Heidelberg. Von 2001 bis 2007 war er Rektor der Universität Heidelberg. Nach seiner Emeritierung trat er als Partner in die KPMG Deutsche Treuhand-Gesellschaft in Frankfurt ein.

in Forschung und Lehre innerhalb ihrer Universität und am besten noch mit vergleichbaren Einrichtungen anderer Universitäten vernetzt sind. Wie überhaupt gerade in den sogenannten Kleinen Fächern überregionale, ja wenn nicht sogar internationale Verbünde für Forschung, Lehre und Nachwuchspflege in noch viel stärkerem Maße etabliert werden müssen.

**»Zersplitterung überwinden«**

Vernetzungen, strategische Partnerschaften, Teil- und Vollfusionen, intelligent eingesetzt und ausgestaltet: Das sind die Stichworte, um die im internationalen Wettbewerb hinderlichen Zersplitterungen und Versäulungen zu überwinden. Im Brennpunkt dieser »merger« (Zusammenschlüsse) müssen auch in Zukunft unverändert die Universitäten mit ihrer hinreichenden Fächerbreite in interdisziplinärer Verknüpfung stehen, mit der sie kennzeichnenden Einheit von Forschung, Lehre und Nachwuchspflege sowie mit ihren hierzu in Jahrhunderten gesammelten Erfahrungen. Keine Universität will den Max-Planck-Instituten oder den Einrichtungen der Helmholtz-Gemeinschaft ans Leder, um sie gegen ihren Willen einzusaugen. Aber auch umgekehrt fordern die Universitäten partnerschaftlichen Respekt und reagieren höchst sensibel, wenn ihnen konstituierende Elemente (wie etwa das exklusive Promotionsrecht) mehr oder minder trickreich streitig gemacht werden sollen. Nur in partnerschaftlichem Zusammengehen wird die deutsche Wissenschaft international wettbewerbsfähig. Vor entsprechenden Aufgaben stehen die deutschen Universitäten auch in ihrem Verhältnis zu den Fachhochschulen. Kooperative Graduiertenkollegs zwischen Universitäten und Fachhochschulen unter angemessener Beteiligung von Professoren dieser Hochschulen können zu einem zukunftsgerichteten Instrument heranwachsen, um Grundlagen- und anwendungsbezogene Forschung auf hohem Niveau und zum Vorteil des Nachwuchses in beiden Hochschultypen synergierichtig zusammenzuführen.

Mit Blick auf dieses Ziel intelligenter Verflechtungen in der Wissenschaft können die jüngsten Bestrebungen in der Hochschulmedizin Baden-Württembergs, sich materiell aus ihren Universitätsverbänden herauszulösen, nur alsbarer Unsinn qualifiziert werden. Die nationale Spitzenposition der Lebenswissenschaften in diesem Lande mit der Medizin jeweils in ihrem Zentrum, wie sie im Exzellenzwettbewerb mehrfach glänzend unter Beweis gestellt worden ist, beruht maßgeblich auch auf den ganz engen Verbindungen zwischen den vorklinischen und klinischen Fächern auf der einen Seite mit anderen Disziplinen wie Biowissenschaften, Chemie, Physik und Mathematik auf der anderen. Diese Verbindungen sind das Ergebnis allseitiger Bemühungen über lange Jahre hinweg, von mühsamen Verständigungsprozessen und wertvollen Erfahrungen aus dem Umgang miteinander. Wer sich überaus einseitig an den (durchaus berechtigten) ökonomischen In-

teressen der Universitätskliniken ausrichtet, verbaut den Lebenswissenschaften in Baden-Württemberg die reale und engagiert erarbeitete Chance, zur Spitze in Europa und in der Welt vorzustoßen.

Die Universitäten haben also noch vieles selbst zu tun, um ihre internationale Wettbewerbsfähigkeit aus eigenen Kräften zu steigern. Nur wenn sie das weiterhin mit großen Anstrengungen tun, können sie von den Ländern und vom Bund zusätzliches Geld in großem Umfang (bis zu sechs Milliarden Euro jährlich) mit Fug und Recht einfordern – vornehmlich für eine durchgreifende Verbesserung der Studienbedingungen an jenen etwa 100 Hochschulen, darunter gut 40 Universitäten, die schon heute das Potenzial haben, den in entsprechender Breite er-



Foto: Rößler

Vernetzung statt Abgrenzung: Kooperation sollte auf allen Ebenen großgeschrieben werden.

forderlichen Spitzennachwuchs zu bilden, auszubilden und zu fördern. Diese Zusatzmittel werden in erster Linie für zusätzliches Lehrpersonal benötigt – bis hin zu neuen Professuren, deren Forschungsaufwand vom Staat zu begleichen ist, während der Lehr- und Prüfungsaufwand durchaus (zumindest zu wesentlichen Teilen) aus Studienbeiträgen bestritten werden kann. Begleitet werden müssen diese Anstrengungen von zwei unverzichtbaren Komplementärlinien: einerseits von einem breit geöffneten und flexibilisierten Kapazitätsrecht und andererseits von einer nachdrücklichen Sicherung der Lehrqualität (wenigstens an den genannten 100 Hochschulen). Auch ohne nach dem Vorbild der »Eidgenössischen Technischen Hochschulen« finanzierte Bundesuniversitäten ist Deutschland mit einer bemerkenswerten Zahl von Universitäten in mittlerer Sicht international wettbewerbsfähig. Das hat vor allem Baden-Württemberg im Exzellenzwettbewerb demonstriert. Aber Bundesgeld schadet nicht, wenn es in den begünstigten Universitäten nicht zu strukturellen Verwerfungen führt. Deshalb wird man auf die Karlsruher Entwicklungen im dortigen »Karlsruhe Institute of Technology« (KIT), der Fusion von Universität und Großforschungseinrichtung, besonders gespannt sein dürfen.

# Konzentration gefährdet Vielfalt

Von Richard Münch

Nicht nur in der Exzellenzinitiative sieht der Autor eine verhängnisvolle Konzentration von Forschung auf privilegierte Standorte. Durch diesen Verdrängungsprozess sei das Ende der Wissensrevolution gekommen. Als Gegenstrategien empfiehlt er beispielsweise die Integration außeruniversitärer Forschung in die Universitäten und Vergabe von Forschungsmitteln an Personen und nicht an Institutionen.

Die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern ist kein singulärer Akt, sondern Teil einer grundlegenden Transformation des akademischen Feldes im globalen Kampf um Sichtbarkeit. Was oberflächlich betrachtet als funktionale Notwendigkeit der Förderung von Wissenschaft und Forschung erscheint, ist tatsächlich ein Verdrängungsprozess, der weltweit zu einem Maß der Konzentration von Forschung auf privilegierte Standorte führt, das die zunehmende Einschränkung der Vielfalt des Wissens und die Schließung der Wissensrevolution zur Folge hat. Zehn Gründe, warum dieser Konzentrationsprozess vom Übel ist: *Trennung von Forschung und Lehre*: Nur punktuell, an einzelnen privilegierten Universitätsstandorten mit großen außeruniversitären Forschungsreinrichtungen in unmittelbarer Nähe, werden universitäre und außeruniversitäre Forschung mit Hilfe der Exzellenzgelder integriert. Das bringt noch keinen nachhaltigen Systemwandel. Die viel zu weit gegangene Auslagerung der Forschung aus den Universitäten hat die in der Integration von Forschung und Lehre liegende unverzichtbare Erneuerungsquelle der Forschung durch neue Generationen von Forschern weitgehend versiegen lassen. Im Zuge der Bildung großer Forschungszentren wird die Trennung von For-

schung und Lehre in die Universitäten selbst hineingetragen, weil sich die aktivsten Forscher von der Lehre freikaufen werden. Die Lehrprofessuren werden diesen Trend fortsetzen. In Großbritannien und in den USA ist das ganz deutlich zu sehen. *Normalisierung und Konzentration der Forschung durch Verteilung von Forschungsmitteln im Peer Review*: Die Forschungsförderung verlagert sich von der Grundausstattung zur Verteilung im Peer Review-Verfahren. Man verspricht sich eine zielgenauere Förderung der »Besten«. Weil sich Peer Review an den herrschenden paradigmatischen und methodischen Standards orientieren muss, um »objektiv« zu sein, wird dadurch der Mainstream gegenüber der notwendigerweise gegen diese Standards verstoßenden Erneuerung des Wissens prämiert. Bei der Vergabe von Forschungsmitteln an große Verbände profitieren außerdem die großen Standorte überproportional, weil ihnen das Management solcher Großprojekte eher zuge-  
traut wird als kleineren Standorten. *Kartellartige Strukturen*: Die Verteilung der Forschungsmittel durch zentrale Fördereinrichtungen wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) behindert die Erneuerung, weil der offene Wettbewerb durch kartellartige Strukturen der



Welchen Weg sollten die Universitäten in Zukunft beschreiten? Manche plädieren für Konzentrationsprozesse, um Spitzenforschung zu ermöglichen, andere halten gerade das für gefährlich.



**Richard Münch**

ist seit 1995 Professor für Soziologie an der Universität Bamberg. Zuvor hatte er Professuren in Köln und Düsseldorf inne. Mit der Thematik dieses Beitrags beschäftigt er sich auch in seiner aktuellen Publikation: Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz, Frankfurt a. M. Edition Suhrkamp, 2007.

Repräsentation der Universitäten in den Ausschüssen der Förderinstitution beschränkt wird. Nur 17 Universitäten vereinigen 50 Prozent der Ausschusssitze und der DFG-Mittel auf sich. Die »Akademien der Wissenschaft« sind nahezu vollständig in der Hand der Traditionsuniversitäten.

*Forschungsmonopole:* Die Verteilung der Forschungsmittel ist durch ein hohes Maß der Konzentration auf wenige Standorte gekennzeichnet. Auf dieser Linie liegt auch die Konzentration kleiner Fächer auf ganz wenige Standorte. Die Bildung von Superuniversitäten oder einer Bundesuniversität nach dem Modell der Schweiz würde diesen Konzentrationsprozess auf die Spitze treiben. Es entstehen Forschungsmonopole zu Lasten des offenen Wettbewerbs, der Vielfalt, der raschen Erneuerung des Wissens und der Offenheit der Wissensrevolution.

*Oligarchische und patriarchalische Strukturen:* Mit der Konzentration von Forschungsmitteln auf große Einheiten werden die oligarchischen (und patriarchalischen) Strukturen unseres Forschungssystems noch weiter akzentuiert. Unser Forschungssystem leidet insbesondere deshalb unter Erneuerungsschwäche, weil nur 17 Prozent Professoren 83 Prozent Mitarbeiter dirigieren. In diesem Milieu werden junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in ihren kreativsten Jahren in der Lehre und in der Drittmittelwerbung verheizt. Das ist nicht das Milieu, aus dem zukünftige Nobelpreisträger hervorgehen.

### Akademischer Kapitalismus

Institutionelle Leuchttürme verdrängen Spitzenforscher an anderen Standorten: Man glaubt, die Wissenschaft in Deutschland mit ein paar Leuchttürmen voranzubringen. Dabei wird verkannt, dass sich Spitzenforscher viel breiter auf Standorte verteilen. Von der auf Institutionen fokussierten Forschungsförderung profitieren eine Vielzahl nur durchschnittlich kreativer und produktiver Forscher, während eine Vielzahl von wirklichen Spitzenforschern an anderen Hochschulen im Wettbewerb benachteiligt werden.

*Große Forschungsverbände behindern die Forschung, insbesondere in den Geistes- und Sozialwissenschaften:* Man behauptet, auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften sei Forschung in großen Verbänden notwendig. Das gilt nur für den Vorteil der Monopolstellung eines Großverbundes, jedoch nicht für die Notwendigkeit der Bearbeitung eines Forschungsprogramms, schon gar nicht für die Entwicklung des Wissens. Diese Disziplinen ersticken dabei in einem kontraproduktiven Management- und Koordinationsaufwand. 6,5 Millionen Euro pro Jahr für ein Exzellenzcluster ausgeben zu dürfen, ist in diesen Disziplinen kein Segen, sondern ein Fluch.

*Es entsteht ein akademischer Kapitalismus, der zu einer Verkehrung von Ziel und Mittel führt:* Universitäten werden zu Unternehmen. Es wird nicht mehr monetäres Kapital eingeworben, um kreative, weiterführende Forschungsprojekte durchzuführen, vielmehr werden Forschungsprojekte so konzipiert,

dass sie möglichst viel Kapital an Land ziehen können. Die Anhäufung von Kapital wird zum Selbstzweck. Um auf diesem Gebiet erfolgreich zu sein, müssen riesige Forschungsverbände wie Sonderforschungsbereiche und Exzellenzcluster geschaffen werden, die in ihrer Größe und in der Einbeziehung einer größeren Zahl von Disziplinen weit über den optimalen Punkt hinausgehen und unter rapide sinkendem Grenznutzen jedes jenseits des optimalen Punktes investierten Euros leiden.

*Unternehmerische Universitäten zielen auf Monopolrenten:* Akademischer Kapitalismus zwingt die unternehmerisch geführten Universitäten, sich dauerhaft dadurch Wettbewerbsvorteile zu verschaffen und Monopolrenten zu verdienen, dass Konkurrenten vom Markt verdrängt werden. Der Exzellenzwettbewerb war ein entscheidender Schritt auf diesem Weg. »Strategische Allianzen« der Gewinner mit international führenden Universitäten sind der nächste Schritt. Es geht weiter mit Allianzen zwischen Universitäten und Unternehmen. Um auf diesem Feld wirklich erfolgreich zu sein, ist die »W-Besoldung« eine Fessel. Man muss nämlich weltweit Spitzenforscher mit hoher Reputation einkaufen und potenziellen Konkurrenten entziehen, um weitere Vorteile zu erlangen.

*Die Wissensrevolution wird der ökonomischen Verwertungslogik unterworfen:* Die Grundlagenforschung wird an den Universitäten zunehmend durch die angewandte Forschung verdrängt. Eine Besonderheit stellt in diesem Zusammenhang die Verfügung über Lizenzen und Patentrechte dar. Diese können gegebenenfalls direkt in wirtschaftliche Erträge umgesetzt werden. Deshalb sind Universitätsunternehmen auch darauf aus, sich diese Rechte als Institution exklusiv zu sichern und die eigentlichen Entdecker beziehungsweise Erfinder – die Forscher – in dieser Hinsicht zu enteignen. Wissenschaftliches Wissen wird seines Charakters als frei zugängliches Gemeinschaftsgut beraubt und wird unmittelbarer Bestandteil des ökonomischen Verwertungsprozesses.

Was wäre also zu tun? Die außeruniversitäre Forschung sollte weitgehend in die Universitäten eingegliedert werden. Das hilft der Forschung und der Lehre und ihrer Integration und spart jede Menge Geld! Es schadet keinem Forscher, ein Lehrdeputat von etwa vier bis sechs Semesterwochenstunden zu bewältigen. Es hilft aber der Lehre und der Forschung sowie der Erneuerung durch neue Generationen. Eine weitere Maßnahme wäre die komplette Abschaffung des Mittelbaus und die flächendeckende Einführung der Juniorprofessur ohne Wenn und Aber sowie die Angleichung der Personalstruktur an die amerikanischen Universitäten. Großforschungsprogramme wie Sonderforschungsbereiche mit Ortsprinzip könnten zugunsten der flexiblen Förderung kleiner und überlokaler Forschernetzwerke abgebaut werden. Die Forschungsförderung sollte sich auf Personen statt Institutionen konzentrieren. Diese vier Maßnahmen würden den Wettbewerb und damit die Erneuerungskraft der Forschung in Deutschland enorm erhöhen.



2008

# SOMMERFEST

der Universität Tübingen

**Freitag, 11. Juli**

16 - 24 Uhr, Alter Botanischer Garten

[www.uni-tuebingen.de/sommerfest](http://www.uni-tuebingen.de/sommerfest)



Idealer Platz für die Zentrale der neuen Eliteuniversität:  
der Stuttgarter Talkessel mit Stuttgart 21.



Foto: Grohe

# Eliteuniversität Württemberg

Von Eberhard Schaich

Wenn man die Berliner Idee der »Superuni« auf Württemberg überträgt, hieße das: Alle Universitäten, Fachhochschulen, Pädagogischen Hochschulen und Berufsakademien im württembergischen Kernland von einer Zentrale aus regiert und straff organisiert bilden zusammen die Eliteuniversität Württemberg. Eine nicht ganz ernst gemeinte Vision, angesiedelt im Herzen der Landeshauptstadt.

Das Bedürfnis, Elite zu sein, hat auch im württembergischen Kernland Hochkonjunktur, zumal der Landesteil Baden nicht nur von einer sprichwörtlich warmen Sonne, sondern auch durch eine höchst ergiebige Eliteausbeute verwöhnt wird. Da man im alten Württemberg vorerst ohne einen großen Elitecoup weiterleben muss, sind Maßnahmen dringend geboten, im Musterland das natürlich gegebene Elitegleichgewicht zwischen Baden und Württemberg wieder herzustellen. Dabei drängt sich das Konzept auf, die Projekte Stuttgart 21 und Eliteuniversität Württemberg zu einem »Tandem der Zukunft« zu verknüpfen.

## Vollunternehmerisch strukturiert

In erster Linie sind konsequent innovatorische Leitungs- und Organisationsstrukturen geeignet, die Elitequalität für die Universität Württemberg zügig zu erreichen und dauerhaft zu sichern. Denn indirekte Lenkung durch Politik und Wirtschaft ist erste Voraussetzung für den Universitätserfolg. Eine erneute und grundlegende Reform unserer Landeshochschulgesetzgebung erscheint daher unabdingbar. Das Prinzip größtmöglicher Autonomie muss dabei als Leitprinzip mit

neuartiger Konsequenz versehen werden. Damit Forschung und Lehre nicht irgendwelchen partikulären Interessen einzelner Disziplinen, Standorte oder gar Wissenschaftler ausgesetzt sind, kann diese Autonomie nur mit einem zentralistischen Innenaufbau der Universität Württemberg funktionieren. Alle wesentlichen Funktionen der Leitung und Verwaltung der Universität Württemberg sind deshalb in einer vollunternehmerisch strukturierten Zentrale zusammenzufassen und vom Wissenschaftsbetrieb abzutrennen. Sie an einem prominenten Standort in der Landeshauptstadt zu lokalisieren ist ein absolutes Muss. Ein repräsentativer Neubau in der durch Stuttgart 21 im Talkessel entstehenden Premium-Geschäftslage würde sich als wesentlicher Bestandteil einer solchen Konzeption erweisen und Stuttgart 21 auch als Wissenschaftsstandort Weltgeltung verschaffen. Die optimale Anbindung an Bahn- und Flugverkehr würde mit der Internationalität der Institution eindrucksvoll korrespondieren.

Für die Direktions- und die Verwaltungsebene der Eliteuniversität Württemberg ist eine funktionsorientierte straffe Gliederung notwendig. Einzelne Direktorate müssten folgenden Geschäftsbereichen gewidmet sein:



**Eberhard Schaich**

ist Professor für Statistik, Ökonometrie und Unternehmensforschung an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen. Von 1999 bis 2006 war er Rektor der Universität. Bereits in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht hat er sich einen Namen als Satiriker gemacht.

- > Grundsatzabteilung: Zukunftsstrategien, mehrjährige Finanzplanung, Forschungs-, Ausbildungs- und Doktorandenplanung;
- > Personalabteilung: Berufungen, Dienstvertragsgestaltung und leistungsbezogene Entlohnungsbemessung;
- > Forschungs- und Unterrichtscontrolling mit budgetbezogener monatlicher Überprüfung der Leistungserfüllung an Hand der Vorgaben;
- > Forschungsevaluationsrechnung: Rankings, Publikationsergebnisrechnung, Impactfaktorendatei und Kongresspräsenzrechnung;
- > Ausbildungsevaluationsrechnung: Produktionszahlen, Studienzeitanalyse und Absolventen-Dokumentation;
- > Kontaktstelle Parlamente, Wirtschaft, nationale und internationale Forschungsförderungsorganisationen.

Die Ausrichtung der württembergischen Landesuniversitäten Tübingen, Stuttgart, Hohenheim und Ulm, die durch die Eliteuniversität Württemberg zu einem vollkommeneren Ensemble zusammengeführt würden, ergäbe ein eindrucksvoll umfassendes Spektrum aller wesentlichen geistes-, sozial-, natur- und humanwissenschaftlichen sowie technischen Disziplinen. In der Breite der vertretenen Fächer würde sie ein erstes bedeutendes Alleinstellungsmerkmal vorweisen können und neuartige, Fächer verknüpfende Forschungs- und Lehrkonstellationen ermöglichen.

Es versteht sich von selbst, dass die in Baden-Württemberg flächendeckend errichteten Fachhochschulen und Berufsakademien ebenso wie die Pädagogischen Hochschulen des zentral-württembergischen Raumes organisch in eine Eliteuniversität Württemberg zu integrieren sind. Nur so kann sichergestellt werden, dass die Ausbildung für die verschiedenen Lehrämter und die Ausbildung für die Tätigkeiten in der Wirtschaft (technische Fächer, Informatik, Wirtschaftswissenschaft) in allen Hochschularten gesamtheitlichen Konzepten folgt, die durch keine Partikularinteressen verwässert werden. Alle Hochschularten einschließlich dual angelegter Anstalten in einer zentralistischen Struktur mit voller Autonomie zu vereinigen, würde der Eliteuniversität Württemberg ein weiteres markantes Alleinstellungsmerkmal verschaffen.

Eine solche, auf modernste Prinzipien gegründete Eliteuniversität Württemberg hätte einige bemerkenswerte Vorzüge. Was heute mit dem Begriff *Governance* belegt wird und faktisch als *durchgriffsfreudige* Universitätsleitung politisch heiß ersehnt wird, ist in einer solchen Struktur automatisch gesichert: Die Wissenschaftler an der Basis in Tübingen, Stuttgart, Hohenheim und Ulm und den anderen Standorten könnten sich ihrer Forschungs- und Ausbildungsaufgabe mit ganzem Herzen widmen und wären befreit von lästigen Suchprozessen nach neuen Forschungsthemen oder den Revisionen von Lehrplänen und Prüfungsordnungen. Auch um Antragstellungen zur Drittmittelinwerbung würde sich die Zentrale kümmern.

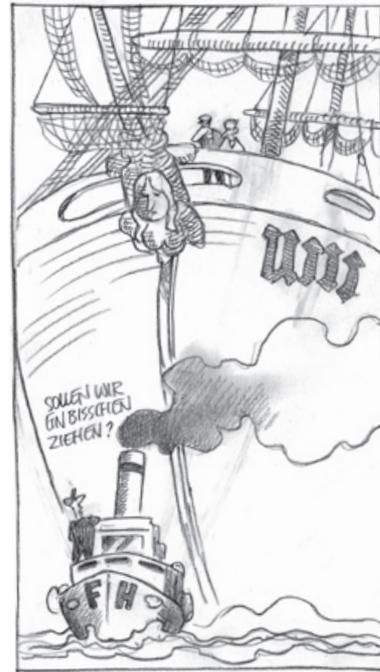
Damit könnten wertvolle Kapazitätsreserven in die Wissenschaft umgeleitet werden.

Durch die Zentralisierung der Leitung würde das bekannte Problem der Mehrfachvertretung von Fächern im zentral-württembergischen Raum, etwa der Wirtschaftswissenschaft in Tübingen, Hohenheim, Stuttgart und Ulm und an verschiedenen Fachhochschulen und Berufsakademien, einer neuartigen Lösungschance zugeführt. Sicherlich wäre es möglich, alle verfügbaren Kompetenzen in einem solchen Fach zusammenzuführen. Eine Einheit von international respektablem Größe würde eine elitäre Schlagkraft in Forschung und Ausbildung entwickeln können. Auch könnte die Problematik der kleinen Fächer endlich konsequent angegangen werden und ihr Bestand, ohne lokalen Traditionsinteressen nachzugeben, mehr als bisher auf den Ausbildungsbedarf zugeschnitten werden. Gerade der Entbehrlichkeit vieler solcher Fächer innerhalb des zukunftsweisenden technokratisch-funktionalistischen Wissenschaftskonzeptes des Landes würde damit endlich Rechnung getragen. Auch könnten endlich wichtige Schritte zur Effizienz steigernden Trennung von Forschung und Lehre erfolgen.

**»Maßnahmen [sind] dringend geboten, im Musterland das natürlich gegebene Elitgleichgewicht zwischen Baden und Württemberg wieder herzustellen.«**

Bei der Wahl des Vorstandes der Eliteuniversität und ihrer Direktoren würde ein Aufsichtsrat wirken, in welchen die Landesregierung und die baden-württembergische Wirtschaft je die Hälfte der Mitglieder entsenden. Wissenschaftler sind definitionsgemäß ausgeschlossen, um Selbstkontrolle zu vermeiden. Der Universitätsrat kontrolliert und begleitet den Vorstand und die Direktoren bei ihrer Aufgabenerfüllung. Vorstandsmitglieder können insbesondere aktive und ehemalige Wirtschaftsführer und Politiker sein. Senate und Fakultätsräte der Hochschulen würden entbehrlich und könnten letztlich mit den Personalräten der Standorte zusammengeführt werden. Dies wäre ein großer Schritt zur dringend nötigen Überwindung der Gruppenuniversität. Ein System der Bestrafung von Wissenschaftlern bei nicht plangemäßer Leistungserbringung, wie es von der Wirtschaft gefordert wird, wäre eine wichtige Bereicherung für ein solches Konzept.

Die Zukunftsorientiertheit des Landes Baden-Württemberg würde sich in überzeugender Weise in der Konzeption dieser Eliteuniversität widerspiegeln. Ein Spitzenplatz in den politisch ausgerichteten Rankings wäre ihr von Anfang an sicher. Kritisch dürfte allenfalls die Anwerbung von qualifiziertem wissenschaftlichem Personal werden. Einziger Grund: International renommierte Wissenschaftler würden ihre inneruniversitäre Entmündigung nicht goutieren.



# Mit Internationalität und Praxisnähe im Aufwind

Von Ottmar Schneck

Mit ihrer Flexibilität, der engen Verzahnung mit der Wirtschaft, straffer Studienorganisation und internationaler Ausrichtung haben die Fachhochschulen die Bologna-Beschlüsse teilweise vorweg genommen und sich in Hochschulrankings hervorragend positioniert.

Fachhochschulen wurden vor einigen Jahren vom Wissenschaftsrat als die erfolgreichsten Hochschulen der modernen Industriegesellschaft gepriesen. Dabei ging es in den 70er-Jahren bei einer wachsenden Wirtschaft wahrscheinlich vornehmlich um die Entlastung von Massenuniversitäten durch straff strukturierte und damit schnell zu studierende Studiengänge, um dieser modernen Industrie ausreichend akademisches Potenzial zur Verfügung zu stellen.

Doch von diesem Entlastungswunsch der Universitäten haben sich die Fachhochschulen, die heute Hochschulen heißen, längst emanzipiert. Bereits in den 80er-Jahren wurden daraus hocheffiziente und vor allem praxisbezogene Ausbildungsstätten, die die Anforderungen einer immer globaleren Industriegesellschaft schnell erfüllen konnten und in kleinen Einheiten neue Studiengänge gründeten. Diese Flexibilität, zügig einen maßgeschneiderten Ausbildungsgang zu konzipieren und eventuell auch wieder schließen zu können, war bisher an den traditionellen Universitäten kaum denkbar. In kleinen Gruppen lehren und lernen, mit vielen Lehrbeauftragten aus der Praxis die aktuellsten Erkenntnisse einbindend: Hier

wurden aus Sicht der Unternehmen ideale Ausbildungsstätten geschaffen. Diese Unternehmen waren es dann auch, die über Fördervereine, Beiratsfunktionen oder Stiftungslehrstühle die Hochschulen massiv unterstützten, um nicht zuletzt ihre eigenen Ausbildungsbedürfnisse zu befriedigen. Die im Bildungsbereich immer wieder geführte Diskussion über die Wertfreiheit von Forschung und Lehre erübrigte sich hier: Das Ziel dieses Hochschultypus ist eben die Praxisorientierung, und diese ist nur durch eine Orientierung der Curricula an den Bedürfnissen der Wirtschaft möglich.

Zur Praxisorientierung kam mit der zunehmenden Globalisierung der Wirtschaft schnell die Internationalisierung dazu. Die Studierenden wollten nicht nur ergänzend Fremdsprachen zu Vorlesungen und Seminaren lernen, sondern sich den Lehrstoff auch in Auslandssemestern erarbeiten. Internationalität als Reaktion auf die Globalisierung wurde in der Praxis durch das Bewertungssystem austauschbarer Credits (ECTS) und mit Partnerhochschulen im Ausland abgestimmte Lehrinhalte umgesetzt. Vorreiter dieser Entwicklung war sicher die vor 30 Jahren gegründete European School of Business, die »ESB



#### Ottmar Schneck

ist Dekan der European School of Business ESB Reutlingen an der Hochschule Reutlingen. Er wurde 1995 als Professor für Banking, Finance Risk an die ESB berufen.

Reutlingen«, die bereits damals ein integriertes Studienprogramm mit Auslandspartnern anbot, bei dem ein Studierender jeweils zwei Jahre in zwei verschiedenen Ländern studieren konnte und dabei unabhängig von Land und Studienbeginn stets sicher war, an allen Partnerhochschulen das gleiche Curriculum geboten zu bekommen. Bis heute zählt die »International Partnership of Business Schools« (IPBS) zu den weltweit renommiertesten Zusammenschlüssen der in ihren jeweiligen Ländern in Rankings hoch eingestuften Hochschulen. Die Idee der »ESB Reutlingen« wurde inzwischen vielfach kopiert, und so haben sich an vielen Hochschulen nicht nur praxisbezogene, sondern eben auch international ausgerichtete Studienangebote etabliert.

An den Fachhochschulen wurde auch schnell die Umstellung der Abschlüsse auf Bachelor und Master umgesetzt. Während manche Universitäten noch heute Probleme haben, die Bologna-Beschlüsse anzuwenden, konnten die kleineren und flexibleren Hochschulstrukturen diese Umstellung offenbar leichter vollziehen. Dabei ist an vielen Hochschulen – entgegen der verbreiteten Vorgehensweise an den Universitäten – der sieben- oder achtsemestrige Bachelor-Studiengang eingeführt worden, denn renommierte Masterschmieden im Ausland verlangen ein Mindestmaß an Credits, das in dreijährigen Bachelor-Studiengängen kaum zu erlangen ist. Die Umstellung vom Vordiplom auf den Bachelor und vom Diplom auf den Master, wie an manchen Universitäten angestrebt, ist so bei den Hochschulen nie vollzogen worden. Unternehmen können bei Bachelor-Absolventen von Fachhochschulen ein Höchstmaß an Praxisorientierung, Internationalität und eben ein hohes Niveau an fachlicher Qualifikation erwarten, das auch die Zulassung für weiterführende anspruchsvolle Masterstudien erlaubt.

#### Maßgeschneiderte Berufsbilder

Die Praxisorientierung, Internationalität und Bologna-Tauglichkeit der Fachhochschulen wird noch ergänzt durch die Flexibilität im Angebot von Fächerkombinationen, die an einer traditionellen Hochschule vielfach nicht denkbar sind. Während klassische Fächer wie Medizin oder Rechtswissenschaft unverändert an Universitäten gelehrt werden und traditionelle Berufsbilder wie Arzt oder Richter hervorbringen, können an Fachhochschulen mit Spezialthemen wie Gesundheitsökonomie oder Wirtschaftsrecht die besonderen Anforderungen aus der Praxis aufgegriffen und maßgeschneiderte Berufsbilder angeboten werden. Die kleinen Gruppen, in denen studiert wird, lassen permanente Experimente und Anpassungen im Curriculum und Lehrangebot zu. Dass die Lehrenden ihrerseits ein Mindestmaß an Praxiserfahrung nach Promotion oder Habilitation aufweisen müssen, versteht sich dabei von selbst. Durch Projekte mit der Industrie, die Betreuung anwendungsbezogener Abschlussarbeiten in den Bachelor- oder



Foto: Hochschule Reutlingen

Praxisnähe und Internationalität: damit können Studierende der Reutlinger ESB auf dem Arbeitsmarkt punkten.

Master-Studiengängen und durch Forschungs- beziehungsweise Freisemester sind die Professoren an den Hochschulen angehalten, diesen Praxisbezug permanent zu erhalten. Das zahlenmäßig günstige Verhältnis zwischen Lehrpersonal und Studierenden erlaubt deren individuelle Betreuung.

Die nächste Dekade der Fachhochschulentwicklung könnte man mit den Schwerpunkten Forschung und Weiterbildung überschreiben. Zunehmend wird auch an Hochschulen Grundlagenforschung in technischen Fächern gefördert. Zahlreiche Drittmittelprojekte gehen inzwischen an diesen Hochschultypus in der Gewissheit, dass hier Problemlösungen in Kleingruppen und stark anwendungsbezogen erarbeitet werden. Die zunehmende Zahl der Promotionen von Fachhochschulabsolventen ist eines der Indizien für diese Entwicklung. Gefördert wird die Grundlagenforschung auch von zahlreichen Instituten an den Hochschulen, die den Wissenstransfer aus der Theorie in die Praxis und umgekehrt zum Ziel haben. Der Begriff des lebenslangen Lernens hat sich in der Wirtschaft längst etabliert, und so ist der Wunsch nach praxisbezogener Weiterbildung stark gewachsen. In Aufbaustudiengängen, »Executive-Programmen«, Trainings oder Instituten wie dem Kontaktstudium, das an den meisten Hochschulen eingerichtet wurde, wird versucht, die aktuellsten Erkenntnisse aus der Forschung und Lehre auch in die Wirtschaft zu transportieren.

Die Fachhochschulen des Landes sind also hochattraktive Ausbildungsstellen für alle, die praxisbezogene, international ausgerichtete, bezüglich der Abschlüsse moderne und in ihrer Struktur flexible Studienangebote suchen.



Fotos: Metz

Die Befürworter der Privatisierung erwarten schnelle Investitionen in moderne Geräte und Neubauten.

# In der Hochschulmedizin muss sich vieles ändern

Von Joachim-Felix Leonhard

**Kostendruck, Investitionsbedarf und internationaler Wettbewerb: Die Universitätsklinika stehen vor großen Herausforderungen. Löst Privatisierung die Probleme? Das Beispiel Marburg und Gießen.**

Kaum ein Vierteljahr vergeht, ohne dass neuerliche Appelle zur Reform unserer Hochschulen und – gleichzeitig – des Gesundheitswesens die Öffentlichkeit erreichen. Allerdings wird selten über beide Bereiche gesprochen, obwohl sie eng miteinander verflochten sind. Kaum sind Reformen jedoch so notwendig wie im besonderen Beziehungsfeld zwischen medizinischer Forschung und Lehre auf der einen und der Organisation des Klinikbetriebs auf der anderen Seite.

Angesichts des allorts anzutreffenden baulichen wie strukturellen Nachholbedarfs und der damit verbundenen notwendigen Investitionen bedarf es erheblicher Anstrengungen und unvoreingenommener Visionen, wie die Hochschulmedizin im modernen interdisziplinären Verbund mit den Lebenswissenschaften künftig zu organisieren ist, wollen wir im globalen Wettbewerb in Forschung und Lehre wie im gleichzeitigen harten Wettbewerb der Gesundheitswirtschaft bestehen. Ein »Weiter so!« wird wenig helfen, es braucht politischen Mut, jenseits von Gewohnheitsdenken und Beharrungsvermögen die Dinge grundlegend zu überdenken und aus der Analyse neue Konzepte zu entwickeln.

In der *medical community* nicht ohne Argwohn beobachtet, hat das Land Hessen gleich für zwei (benachbarte!) Universitätsklinika, Marburg und Gießen, im Jahr 2005 Fusion und Privatisierung verwirklicht. Das war ein wissenschafts- und gesundheitspolitisches Ziel, das als mindestens anspruchsvoll, von Skeptikern auch als utopisch eingestuft wurde. Um es vorweg zu nehmen: Das Projekt zeitigt bereits Erfolge. Das fusionierte Universitätsklinikum Gießen und Marburg, nunmehr GmbH (Anteile: 95 Prozent Rhön Kliniken AG, fünf Prozent Land Hessen), konnte im Jahr 2007 die Behandlungszahlen um 3,8 Prozent steigern, ist aus den »roten Zahlen« heraus und wird 2008 wohl erstmals in die Gewinnzone kommen. Schnell errichtet der Betreiber Neubauten und investiert in moderne Geräte. So werden bis Ende 2010 in Gießen und Marburg neue Kliniken für 260 Millionen Euro und bis Ende 2012 in Marburg ein »Partikeltherapiezentrum« für 107 Millionen Euro gebaut werden. In den nächsten drei (!) Jahren wird ein nahezu neues Universitätsklinikum an zwei Standorten entstehen – ohne öffentliche Finanzierung und unter Berücksichtigung der Belange von Forschung und Lehre.



#### Joachim-Felix Leonhard

hat als Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst die Fusion und Privatisierung der Universitätskliniken Gießen und Marburg koordiniert. Heute ist er Präsident der »von behring-röntgen-Stiftung«, Marburg, und Honorarprofessor für Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin. Von 1987 bis 1991 war er Direktor der Universitätsbibliothek Tübingen. Von 1991 bis 2001 Vorstand der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main – Berlin und von 2001 bis 2003 Generalsekretär des Goethe-Instituts.

Der Fusion und Privatisierung vorausgegangen war die Strukturentwicklung der Hochschulmedizin in Hessen. Mit den Verantwortlichen wurde ein Gesamtkonzept zur Schwerpunktbildung in Forschung und Lehre für die Standorte Gießen, Marburg und Frankfurt erarbeitet. Stärken wurden aus- und Schwächen abgebaut. Nicht, wer wo ist, sondern wer mit wem zusammenarbeitet, bestimmt das sich entwickelnde Netzwerk zur Exzellenzbildung in Forschung und Lehre und in der Krankenversorgung.

#### Fallpauschalen als Nachteil

Nicht nur in Marburg und Gießen, sondern allgemein sieht sich die Hochschulmedizin heute mit neuen Herausforderungen konfrontiert: So wird die Gesundheitsreform mit der Einführung des Fallpauschalensystems zu erheblichen Einnahmeverlusten der Universitätskliniken führen. Daran ändert die (derzeit gute) konjunkturelle Lage wenig, denn der nach wie vor evidente Nachholbedarf und die vollständige Anwendung des Fallpauschalen-Systems ab 2009 werden, wenn die gute Konjunktur und die gestiegenen Steuereinnahmen doch nicht von Dauer sind, nicht wenige Universitätskliniken in Bedrängnis bringen. Die Abrechnung nach Fallpauschalen benachteiligt Universitätskliniken gegenüber »normalen« Krankenhäusern eindeutig wegen der hohen Vorhaltekosten und des Mehraufwands für die nun einmal dort angesiedelte klinische Forschung und Lehre. Auch werden die teilweise anderen Patientenströme bei den Erstattungen durch die Krankenkassen nicht hinreichend berücksichtigt. Die Universitätskliniken bleiben folglich auf einem Teil ihrer Lasten und Ausgaben sitzen. Zugleich kann die Haushaltskonsolidierung in den Ländern eigentlich keine Neuverschuldungen mehr zulassen. Die erforderlichen Mittel werden also nur durch politische Prioritätensetzung und damit verbundene Umschichtung im Haushalt – oder eben durch Privatisierung zu erlangen sein, will man die notwendigen Schritte nicht auf unbestimmte Zeit hinaus verschieben.

Die Alternative ist relativ einfach. Entweder werden die dringenden Investitionen mit öffentlichen Mitteln, dann aber eher langsam umgesetzt und der öffentlich-rechtliche Status beibehalten oder aber neue Wege beschritten, wie zum Beispiel die Privatisierung des reinen Krankenhausbetriebes bei gleichzeitiger Beibehaltung des öffentlich-rechtlichen, weiterhin staatlich finanzierten Auftrags für Forschung und Lehre. Das Beispiel Gießen-Marburg zeigt, dass bei einer Privatisierung zwei Grundprinzipien gelten: Nach wie vor garantiert Artikel 5 Absatz 3 des Grundgesetzes die Freiheit von Forschung und Lehre, aber gleichzeitig ist auch die freie unternehmerische Gestaltung gewährleistet. Der Wissenschaftsrat, der Reformen in der Hochschulmedizin schon seit langem anmahnt, hat im Januar 2006 seine Zustimmung zu diesem in Deutschland bislang einzigartigen Reformprojekt gegeben.

Zur Exzellenzbildung wird die neu gegründete und aus dem Kaufpreis der Privatisierung mit 100 Millionen Euro Stammkapital ausgestattete »von behring-röntgen-Stiftung« beitragen, die aus Zinserträgen ausgewählte Projekte in Gießen und Marburg fördert. Diese noch junge Stiftung mit Sitz in Marburg hat wenige Monate nach ihrer Gründung in Marburg und Gießen über 100 Anträge aus den medizinischen Fachbereichen erhalten, die von einem erstrangig besetzten wissenschaftlichen Beirat begutachtet werden. Schon jetzt erweist sich die Stiftung als wirkungsvolle (Re-)Investition in Forschung und Lehre, als ein Instrument, das ohne die Privatisierung kaum entstanden wäre.

Der gesamte Reformprozess in Hessen, mit Fusion und Privatisierung in nur einem Jahr, hat gezeigt, dass Entwicklungen schnell, jedoch nicht übereilt und in offener Kommunikation mit den Beteiligten umgesetzt, zu raschen und effizienten Ergebnissen führen können. Zwei Jahre nach der Privatisierung gibt es gute Erfahrungen, die auch andernorts von Interesse sein können. Das Zusammenwirken zwischen öffentlich-rechtlicher Forschung und Lehre und privatrechtlichem Krankenhausbetrieb ist bisher in Deutschland einmalig – nicht so im Ausland, wo sich sogar Orte finden, an denen Krankenhausbetrieb und Forschung in privatrechtlicher Trägerschaft stehen. Ob die Hochschulmedizin in Deutschland eigenständig in einer medizinischen Hochschule (»Medical School«), als Teil oder in Verbindung zu (r) Universität(en) organisiert wird, ist zweitrangig und am jeweiligen Standort zu erörtern. Unabweisbar aber sind die positiven Effekte, die sich durch eine Neuorganisation ergeben können: unabhängige schnelle Finanzströme und eine rasche Reaktionsfähigkeit auf die sich stetig wandelnde Forschungswelt, die auf »networking« ausgerichtet ist.

Die Privatisierung in Marburg und Gießen liefert Denkanstöße. »Wenn wir wollen, dass alles bleibt, wie es ist, dann ist es notwendig, dass sich alles ändert«, schreibt Giuseppe Tomasi di Lampedusa in »Der Leopard«. Das gilt auch für die Hochschulmedizin, in der sich zwar nicht alles, aber vieles ändern muss.



Bundesweit in der Diskussion: Soll die Krankenversorgung an Universitätskliniken privatrechtlich organisiert werden?

Stefan Laufer (rechte Seite) ist Professor am Pharmazeutischen Institut der Universität Tübingen. Zuvor war er neun Jahre lang Abteilungsleiter für Forschung und Entwicklung in der pharmazeutischen Industrie. Unten ist Laufer (rechts) mit seiner Arbeitsgruppe zu sehen.



Fotos: Knierrim / rechte Seite: Soppa

## Keine Chancen vergeben

Sollte die klassische Universität die anwendungsorientierte Forschung stärken, um sich im nationalen und internationalen Wettbewerb besser zu positionieren? *attempto!* sprach mit Stefan Laufer, Professor für Pharmazie an der Universität Tübingen, über Chancen und Risiken einer Neuorientierung der Universitäten auf diesem Feld.

**attempto!:** Nichttechnische Universitäten gelten als Ort der Grundlagenforschung. Immer häufiger wird die Forderung erhoben, auch klassische Unis müssten anwendungsorientierter werden, wenn sie eine Zukunft haben wollen. Was halten Sie von dieser Forderung?

Laufer: Von einer Forderung im Sinne eines Zwanges, dass die Universität anwendungsorientierter werden muss, halte ich nicht so viel. Ich glaube aber, dass die Uni Chancen vergibt, wenn sie nur Grundlagenforschung betreibt. Wenn sie nicht versucht, deren Ergebnisse – salopp gesagt – auch auszuschlachten, mindert sie ihre Chancen im internationalen Wettbewerb.

### Warum?

Aus drei Gründen: Eine Universität muss Drittmittel einwerben. Und es gibt sehr viele Drittmittel für anwendungsorientierte Forschung, etwa die EU-Programme oder die Mittelstandsförderung. Diese Finanzierungschancen würde man vergeben. Zweitens hat anwendungsorientierte Forschung eine größere Außenwirkung, die unabhängig von der Qualität einfach dadurch höher ist, dass man eine Anwendung hinter einem Ergebnis aufzeigen kann. Und drittens ist es eine Forderung aus Wirtschaft und Politik, der man sich natürlich verschließen kann, was aber nicht klug wäre.

**Verliert die Universität nicht ihre Unabhängigkeit, wenn sie versucht, diese Forderungen von außen zu erfüllen?**

Unabhängig bin ich nur, solange ich nichts will. In dem Moment, in dem ich Geld brauche, um zum Beispiel Doktoranden zu finanzieren, bin ich nicht mehr unabhängig. Das gilt auch, wenn man Mittel bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) beantragt, denn auch dort ist man Modetendenzen der Wissenschaft oder der Willkür von Gutachtern und Sachbearbeitern ausgeliefert. Es ist utopisch zu sagen, solange ich Grundlagenforschung betreibe, bin ich unabhängig. Andererseits kann man auch für anwendungsorientierte Forschung große Freiräume behalten. Man darf sie nicht mit Auftragsforschung verwechseln, bei der die Forschungsrichtung wirklich vorgegeben wird. Aber auch diese können wir in vielen Fällen machen, weil wir die Möglichkeiten an Technik und Knowhow dazu haben.

**Wo sehen Sie die Grenzen zwischen den Bereichen Grundlagenforschung, anwendungsorientierte Forschung und Auftragsforschung?**

Auftragsforschung liegt vor, wenn eine Institution mit einer klar formulierten Frage kommt und verlangt, dafür eine Antwort zu finden. Die Grenzen zwischen Grundlagenforschung und anwendungsorientierter Forschung sind fließend. In der



Grundlagenforschung untersucht man Prozesse und Phänomene völlig losgelöst davon, wofür man die Ergebnisse brauchen könnte. In der anwendungsorientierten Forschung wird für ein Problem eine Lösung gesucht, wobei aber nicht vorgegeben wird, wie der Weg zur Lösung auszusehen hat.

#### **Bringt die anwendungsorientierte Forschung dem Wissenschaftler genau so viel wie die Grundlagenforschung?**

Was Publikationen angeht, nicht. Spitzenjournale sind eher auf herausragende Grundlagenergebnisse aus. Die bekanntesten Forscher sind aber dadurch bekannt geworden, dass eine Anwendung für ihre Forschungsergebnisse gefunden wurde, und nicht durch Ergebnisse, die bis heute völlig frei von einer Anwendung geblieben sind. Wer sich über Publikationen und deren Impactfaktor definiert, für den ist sicher die Grundlagenforschung geeigneter. Wer möchte, dass aus seiner Forschung auch etwas wird, für den ist anwendungsorientierte Forschung befriedigender. Aber jeder sollte das machen, was er besser kann.

#### **Nun wird aber immer wieder gesagt, dass Anwendungen für Grundlagenergebnisse oft Jahrzehnte später erst gefunden werden.**

Diese Aussage ist pauschal genauso problematisch wie das Gegenargument der Grundlagenforscher, die anwendungsorientierte Forschung hinke den Problemen immer hinterher. Pauschale Aussagen sind nicht möglich, mit geeigneten Beispielen lässt sich alles be- oder widerlegen.

#### **Stichwort Fundraising/Sponsoring: Haben auf diesem Sektor Universitäten, an denen stark anwendungsorientiert geforscht wird, Vorteile?**

Für Sponsoren kann ein Anwendungsbezug sicher nicht schaden. Das macht eine Universität unter Umständen für sie attraktiver. Nehmen Sie nur das Beispiel Stanford, wo zwar sehr viel Grundlagenforschung, aber auch sehr viel anwendungsorientierte Forschung bis hin zur Auftragsforschung betrieben wird. Das führt bei denen auch zu einer enormen Fülle von Spin-off-Unternehmen, die dann wieder Auftragsforschung an die Hochschule vergeben.

#### **Wie beurteilen Sie die Zusammenarbeit mit Unternehmen? Ist es nicht sehr mühsam und zeitaufwendig, sich mit einer Unternehmensstruktur auseinanderzusetzen?**

Bei Industriekooperationen geht das von ganz einfach bis ganz schwierig: Ein Beispiel sind unsere EU-Projekte, in denen es immer um eine Zusammenarbeit mit einem klein- oder mittelständischen Unternehmen geht. Da diese sich keine Grundlagenforschung leisten können, wird sie in die Universität

verlagert und von der EU finanziert. Der administrative Aufwand ist schon recht hoch, aber es ist auch sehr befruchtend, weil man auf die Infrastruktur des Unternehmens vollen Zugriff hat. Und das hilft uns enorm: Dadurch können wir Experimente durchführen, die hier an der Uni nicht möglich sind. Im Vergleich dazu ist der administrative Aufwand bei Projekten des Bundesforschungsministeriums deutlich höher. Öffentlich geförderte Forschung kann also viel bürokratischer sein als die Zusammenarbeit mit Unternehmen. Bei der DFG ist es schwierig, Geld zu kriegen. Aber wenn man es mal hat, schaut niemand mehr so recht darauf, was man damit macht. Bei der Zusammenarbeit mit der Industrie kommt man relativ leicht zu Geld, die Industrie will aber immer ganz genau wissen, was als Ergebnis herauskommt.

#### **Haben auch Studierende, Diplomanden und Doktoranden Vorteile von der Zusammenarbeit mit der Industrie?**

Genau diese Ergebnisorientiertheit lernen die Doktoranden in unseren Kooperationsprojekten, dass nämlich das Ergebnis sehr wichtig ist – und nicht der Weg das Ziel oder die Einsicht, warum etwas nicht geklappt hat. Diesen pädagogischen Lerneffekt bewerte ich sehr hoch.

#### **Es gibt eine Tendenz zu immer größeren Forschungsverbänden, in denen universitäre und außeruniversitäre Forschung und Industrieforschung zusammenarbeiten, sei es in der Exzellenzinitiative oder im Spitzenclusterwettbewerb des Bundes. Sind solche Verbände noch beherrschbar, und entstehen wirklich die viel beschworenen Synergieeffekte?**

Ob diese Verbände beherrschbar sind, weiß noch niemand. Wir kämpfen im Moment damit, ob sie überhaupt realisierbar sind. Dass das so schwierig ist, liegt aber wohl daran, dass man so etwas noch nie gemacht hat. Ein Problem ist allerdings, dass niemand die Regeln wirklich kennt und die Kriterien, wie ein Antrag hinterher bewertet wird. Das war schon bei der Exzellenzinitiative so und das zeichnet sich jetzt auch beim Spitzenclusterwettbewerb ab.

#### **Allgemein wird anwendungsorientierte Forschung ja mit Fachhochschulen assoziiert. Entwickelt sich die Universität damit in Richtung Fachhochschule?**

Fachhochschulen sind keine echten Forschungsstandorte, auch nicht für anwendungsorientierte Forschung, da sie nicht über die Primärträger der Forschung, nämlich die Doktoranden, verfügen. Von daher kann sich die Universität durch stärkeren Anwendungsbezug in der Forschung auch nicht der Fachhochschule annähern. Dies würde sich möglicherweise ändern, wenn ein Dammbbruch erfolgen würde und die Fachhochschulen das Promotionsrecht erhielten.

Das Gespräch führten Janna Eberhardt und Michael Seifert.

Die Studierenden wissen gute Lehre zu schätzen. Verena Burk (links) hat auf Vorschlag der Fachschaft Sportwissenschaft im vergangenen Jahr den Lehrpreis der Universität erhalten.



Fotos: Reißler

# Qualität der Lehre sicherstellen

Von Verena Burk

Neben der vielbeachteten Forschung ist die Lehre häufig noch immer das Stiefkind der Universitäten. Daran wird wohl auch die Einführung der Lehrprofessur nichts ändern, mit der die Landespolitik den in den kommenden Jahren erwarteten Ansturm der Studierenden besser bewältigen will. Denn das neue Konzept könnte die Einheit von Forschung und Lehre aufweichen und damit die Qualität der universitären Ausbildung in Frage stellen.

Kaum ist an deutschen Universitäten die Exzellenzinitiative in der Forschung weitgehend abgeschlossen, sind weitere Reformbestrebungen in aller Munde, und es wird die Frage aufgeworfen, ob Deutschland auch eine Exzellenzinitiative in der Lehre benötige. Nicht, dass dieses verwerflich wäre – führte doch die Diskussion über die Lehre an deutschen Universitäten bislang ein Schattendasein oder lag, besser gesagt, in einem Dornröschenschlaf. In den vergangenen Jahren bestimmten Fragen nach der Forschung, Graduiertenkollegs und drittmittelfinanzierten Projekten die Schlagzeilen der deutschen Presse gleichermaßen wie die Diskussionen in Institutsräten oder Fakultäts- und Senatssitzungen. Die Lehre und die Diskussion darüber, was gute Lehre sei und welche Voraussetzungen erfüllt sein müssten, damit diese gelingen kann, stand hingegen nur selten auf der Tagesordnung. Aspekte der universitären Lehre kamen lediglich dann ins Blickfeld, wenn zu Semesterbeginn die Hörsäle und Seminarräume dem Ansturm der Erstsemester nicht mehr gewachsen waren oder wenn Journalisten über Professoren berichteten, die Lehrveranstaltungen ausfallen ließen, Hausarbeiten ver-

schlampten und selbst bei Sprechstundenterminen nicht in ihren Büros anzutreffen waren.

Nun scheint sich das Blatt gewendet zu haben: Sowohl die Ministerien als auch die Universitäten haben die Lehre und die Frage, wie sie zukünftig aussehen sollte, wieder für sich entdeckt. Die Gründe für eine derartige Revitalisierung des Interesses an der universitären Lehre sind vielfältig: akute Finanznot und Sparmaßnahmen an den Universitäten gehören ebenso dazu wie Prognosen über Studentenzahlen, die von 2012 an von deutschen Hochschulen bewältigt werden müssen. Auch seit in der Bundesrepublik Deutschland nahezu flächendeckend Studiengebühren erhoben werden und diese Mittel ausschließlich der universitären Lehre vorbehalten sind, rückte diese in den Blickpunkt. Und einiges spricht auch dafür, dass der Bologna-Prozess, der durch die Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge neben zusätzlichem Verwaltungsaufwand vor allem zielgruppenorientierte Lehrangebote und mehr Prüfungen erforderlich macht, dafür verantwortlich ist. In der Einrichtung so genannter Lehrprofessuren, die vom Wissenschaftsrat empfohlen und nach der letzten Änderung



**Verena Burk**

Die Akademische Rätin Dr. Verena Burk ist Forscherin und Dozentin am Institut für Sportwissenschaft der Universität Tübingen. Sie erhielt im Oktober 2007 den erstmals verliehenen Lehrpreis der Universität.

des Landeshochschulgesetzes auch in Baden-Württemberg möglich sein sollen, scheint eine optimale Lösung für diese Probleme zu liegen. Durch das erhöhte Lehrdeputat (zwölf statt neun Semesterwochenstunden) werden die Lehrkapazitäten der Hochschulen deutlich gestärkt. Gleichzeitig kostet die Einrichtung einer Lehrprofessur weniger Geld, da im Vergleich zu den »normalen« Professuren auch weniger Personal- und Sachmittel zur Verfügung gestellt werden müssen. Die Universitäten könnten daher ohne finanziellen Mehraufwand mehr Stellen für den habilitierten Nachwuchs schaffen und somit die Attraktivität einer bislang ziemlich risikobehafteten akademischen Karriere erhöhen. Auch könnte es ein Symbol dafür sein – wie im Übrigen auch Lehrpreise –, dass der Lehre nun wesentlich mehr Bedeutung zugemessen wird als in der Vergangenheit.

### Trennung von der Forschung

Wer diese neue Personalkategorie an deutschen Universitäten favorisiert, muss sich aber auch mit den Argumenten der Skeptiker auseinandersetzen. Diese wurden in einem elektronischen Briefwechsel der drei Soziologen Trutz von Trotha, Armin Nassehi und Jo Reichertz in der Zeitschrift »Soziologie« (36. Jahrgang, Heft 3, 2007, Seite 280 bis 293) deutlich. Folgt man ihnen, so wird durch die Einführung von Lehrprofessuren die Trennung von Forschung und Lehre weiter vorangetrieben und somit der Grundsatz der Einheit von Lehre und Forschung an deutschen Universitäten abgestreift. Eine zukünftige Differenzierung der deutschen Universitätslandschaft in Forschungs- und Lehrinrichtungen wird dadurch wahrscheinlicher.

In eine ähnliche Richtung gehen auch die Bedenken vieler Studierender: Durch die Einsetzung von Lehrprofessoren würden aktuelle Forschungsergebnisse nicht mehr in die Lehre gelangen, authentische Eindrücke aus der Forschungstätigkeit nicht mehr vermittelt und eine Heranführung der Studierenden an Forschung und Wissenschaft würde nur noch bedingt stattfinden. Auch wird – obgleich Lehrprofessuren formal der Statusgruppe der Professoren angehören – ihre Abwertung als »Professoren zweiter Klasse« an den Universitäten befürchtet. Ob eine lehrorientierte Tätigkeit, die keinen oder nur wenig Platz für Forschung lässt, auf Dauer tragfähig für eine wissenschaftliche Karriere ist, wird ebenfalls bezweifelt.

Eine interessante Prognose wagt Trutz von Trotha hinsichtlich der Besetzung der Lehrprofessuren beziehungsweise lehrintensiven Stellen. Er geht davon aus, dass »die Lehrprofessur das Feld der Professorinnen sein wird. So haben die Männer es schon immer gemacht – von der Krankenpflegerin über die Lehrerin bis zur Kinderärztin. Sie haben die im Status geminderten Positionen stets den Frauen überlassen beziehungsweise die Positionen im Status gemindert, die sich Frauen erobert haben.« Dadurch, dass »die Lehrprofessuren die goldenen Lettern der Statistiken des universitären Gender-Mainstreaming

werden«, würden Berichte über die Erfüllung von Gleichstellungsvorgaben durchweg positiv ausfallen, meint von Trotha.

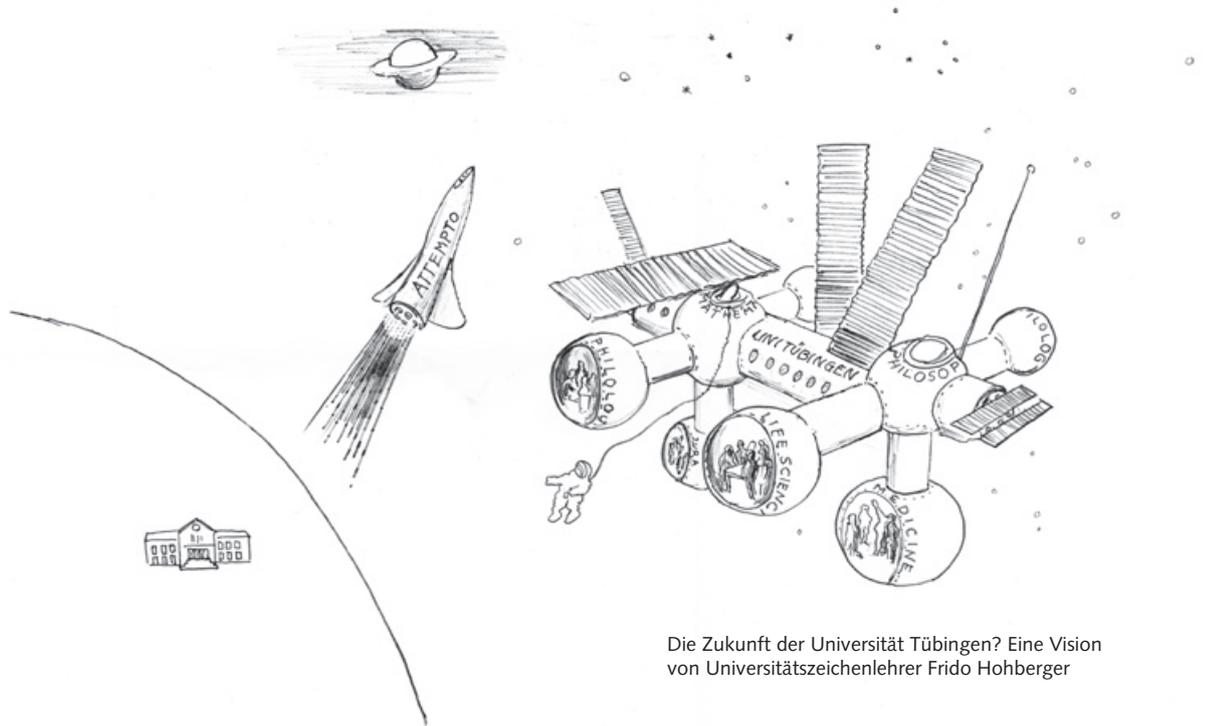
### Das Betreuungsverhältnis verbessern

Jenseits der Diskussion über die Einführung von Lehrprofessuren als strukturelle Neuerung an Deutschlands Universitäten scheint jedoch eines klar zu sein: Es bedarf finanzieller Mittel und Stellen, um die Lehrkapazität zu erhöhen, das Betreuungsverhältnis von Lehrenden und Lernenden zu verbessern und somit die existierenden Ausstattungsdefizite an Universitäten zu beheben. Dies ist zwingende Voraussetzung, Bedingung für den Sinn aller weiteren Diskussionen und auch für die Frage, ob Deutschland eine Exzellenzinitiative in der Lehre benötigt. Mit den Fragen der Quantitäten, das heißt des Ausbaus der Kapazitäten des Hochschulsystems müssen aber auch Fragen nach der Qualität der Lehre verknüpft sein. Das eine tun, aber das andere lassen, wird sicherlich nicht zum erhofften Erfolg führen.

Dabei ist eines deutlich: Ein einheitlicher Katalog von Kriterien zur Bewertung qualitativ guter Lehre an deutschen Universitäten existiert nicht – und es kann ihn vermutlich auch nicht geben, da durch die Unterschiedlichkeit von Disziplinen und Studiengängen, von Leistungs- und Anspruchsniveaus keine pauschalen Maßstäbe festgelegt werden können. Neben den Lehrenden, die über entsprechende didaktische Fähigkeiten verfügen und die Studierenden für ihr Fach begeistern, sind vor allem die Institute und Fakultäten aufgefordert, ein Qualitätssicherungssystem speziell für die Lehre ihrer Fächer und Fächerverbünde zu etablieren. Nur ein solches kann sicherstellen, dass Qualität in der Lehre auch angestrebt und belohnt wird. Alle Gruppen an der Universität – Professoren, Mittelbau und Studierende – sind aufgefordert, daran mitzuarbeiten.



Sonnige Aussichten für die Gruppenarbeit im Botanischen Garten, aber auch für die Qualität der Lehre? Die neuen Lehrprofessuren sind jedenfalls umstritten.



Die Zukunft der Universität Tübingen? Eine Vision von Universitätszeichenlehrer Frido Hohberger

# Die Universität im Jahr 2020 – eine Mitarbeiter-Vision

Von Sigi Lehmann

Statt einer Verwaltung eine flexible »Organisation«, Forschung zu gesellschaftsrelevanten Themen, Arbeiten im Biorhythmus, leitbildbewegte Mitarbeiter und nachhaltiges Wirtschaften: So könnte, sollte die Universität im Jahr 2020 aussehen, meinen zumindest einige ihrer heutigen Mitarbeiter.

Und so sieht sie aus, unsere Vorstellung unserer zukünftigen Arbeitswelt: Die Universität Tübingen wirtschaftet nachhaltig, hat eine »Organisation« an Stelle der Verwaltung, und alle Mitarbeiter werden von einem plausiblen Leitbild bewegt. Die Forschung der Hochschule ist an gesellschaftlich relevanten Themen ausgerichtet – beispielsweise der Alterung der Gesellschaft oder der Frage, woher wir kommen. Aus der Fragestellung: »Welche Forschung dient der Problemlösung auf solchen Feldern?« ist das »Fächer- und Projekttabelleau« abgeleitet.

## Ideales Lehren und Lernen

Die Lehre entspricht dem Stand der Lernpsychologie und der Neurowissenschaften, das heißt, das lehrende Personal ist entsprechend didaktisch und pädagogisch geschult. Die neurowissenschaftliche Erkenntnis, etwa dass Zeitdruck und Komplexität Fehler produzieren, die Erkenntnis, dass nur die Fähigkeit, Wissen im Zusammenhang zu nutzen, zu verantwortungsvollen Entscheidungen befähigt, sind nur zwei Hinweise darauf,

welche Lernziele solche Schulungen anstreben sollten. Die Lernenden sind wieder von Neugier getriebene junge Erwachsene ohne Pennälerallüren, und das Bachelor-Studium hat die Phase eines verlängerten Schnupperkurses überwunden.

Die größte Veränderung hat der Umbau der Universität zu einer modernen »Organisation« mit sich gebracht: weg vom hierarchischen »Dezernenten-Organigramm« hin zu Kompetenzzentren, in denen Frauen und Nicht-Juristen eine deutlich größere Rolle spielen als früher. Die Dezernatsstruktur mit ihrer Bündelung von Ressourcen- und Entscheidungsmacht bei gleichzeitiger Abhängigkeit von individuellem Elan, individueller Kreativität und Teamfähigkeit der Dezernenten ist Vergangenheit. Dezernenten fungieren mittlerweile stärker als Moderatoren, Controller und Trainer ihrer Kompetenzteams, fördern deren Elan und Kreativität und stellen sich regelmäßig Supervision und Evaluation.

Die moderne »Organisation« der Universität hat die nötige Flexibilität, um auf neue Bedarfe zügig zu reagieren. Sie fragt stets: »Wie können wir Forschung und Lehre in ihren strate-



**Sigi Lehmann**

ist seit 1993 Leiterin des Universitätsradios Tübingen. Davor hat die studierte Soziologin und Politikwissenschaftlerin als freie Journalistin beim Hessischen Rundfunk gearbeitet.

gischen Zielen unterstützen und wie können wir die ökologische Ausrichtung der Hochschule fördern?«Die Sätze »geht nicht – haben wir noch nie so gemacht – dafür bin ich nicht zuständig« werden aus dem Wortschatz aller gestrichen. Die Universität der Zukunft hat gut qualifizierte, aufgeschlossene Mitarbeiter/innen, die Verantwortung übernehmen und entsprechend mehr Kompetenzen haben als früher. Leistung lohnt sich. Ein Bonussystem liefert Anreize für pfiffige und effiziente innerbetriebliche Vorschläge. Eine systematische Personalplanung stellt Weiterbildungs- und Aufstiegschancen für alle Altersgruppen sicher. Die Motivation der Mitarbeiter/innen wird großgeschrieben. Die Universität der Zukunft ist eine gesprächs-, aber auch entscheidungsfreudige und dabei transparente – vor allem auch kostentransparente – Universität, deren Leitung ihre Beschäftigten bei Planungen für die Zukunft mitnimmt. Das interne Netz mit seinen »Bloggerforen« spielt dabei eine wichtige Rolle.

Die Universität hat auf allen Dächern Sonnenkollektoren, ihre Gebäude sind wärmegeklämmt, sie bereitet ihr Abwasser auf und nutzt die Mensaabfälle und den Grünschnitt auf ihrem Gelände zur Biogaserzeugung. Alle Unifahrzeuge fahren mit Biogas.

Die Arbeitszeit wird den Biorhythmen der Mitarbeiter/innen angepasst. Wer nachts besser arbeitet als früh morgens, darf das tun. Zum Mittagessen, zu Sitzungen und kleinen Konferenzen lädt ein Casino im obersten Stock des neuen Zentralgebäudes mit Blick auf den Österberg ein. In allen Abteilungen wird auf einen Altersmix geachtet, der die Erfahrung der Älteren mit dem Schwung der Jungen geschickt kombiniert. Das Arbeitsklima ist kollegial, alle ziehen an einem Strang. Wir verstehen uns als Dienstleister und werden von Serviceabteilungen – zum Beispiel bei PC-Problemen – umfassend, schnell und »kundenorientiert« unterstützt. Die Organisation nutzt das »virtuelle Büro«: eine intelligente Infrastruktur, die Büro-Abläufe automatisiert.

Die Universität ist damit als Arbeitsplatz so attraktiv, dass sie auf dem Arbeitsmarkt trotz Fachkräftemangel keine Schwierigkeiten hat, neue qualifizierte und engagierte Mitarbeiter zu gewinnen.

Diese Vision entstand in Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen aus verschiedenen Arbeitsbereichen. Mein Dank gilt allen, die sich dafür Zeit genommen und mir ihre Anregungen überlassen haben. Kommentare, Kritik und weitere Anregungen werden erbeten an: Sigi Lehmann, c/o uniradio@uni-tuebingen.de



Foto: Soppa

Flexible Arbeitszeiten in der Universität der Zukunft sind dem individuellen Biorhythmus angepasst.

**ANWALTSKANZLEI  
DIEZ DR. UNGER  
REVERMANN UND KOLLEGEN**

---

**RÜDIGER DIEZ**

IMMOBILIENRECHT · ERBRECHT  
PRIVATES BAURECHT · HAUSVERWALTUNGEN

**DR. GERD UNGER**

VERTRAGSRECHT · BANKRECHT · GESELLSCHAFTSRECHT

**CHRISTEL REVERMANN**

FACHANWÄLTIN FÜR FAMILIENRECHT · ERBRECHT  
HANDELSVERTRETERRECHT

**THOMAS WEISKIRCHNER**

FACHANWALT FÜR STRAFRECHT  
STRASSENVERKEHRSRECHT · GASTSTÄTTENRECHT

**DR. GÜNTHER LANGROCK**

VERFASSUNGSRECHT

**STEFAN EICHNER**

MIETRECHT · ARBEITSRECHT  
STRASSENVERKEHRSRECHT

---

NEUE STRASSE 15 · 72070 TÜBINGEN  
TELEFON: (07071) 24481 UND 24361  
TELEFAX: (07071) 24540  
E-MAIL: KANZLEI@RAE-DIEZ.DE



# bluegreen

## Sauberer Strom 100% aus Wasserkraft



für nur 1,19 Cent/kWh  
zu jedem swt-Tarif.

Für Studenten und Studenteltern:

## „depot 3“ - das ganz besondere Projekt.

Hohe Investitionssicherheit und größte Wertstabilität dank innovativem Umwelt- und Energiekonzept.

Heute schon an später denken; mit gutem Gewissen im depot 3 investieren und dauerhaft hohe Renditen genießen.

- Neubau, 1- bis 3-Zi-Whgn., Grundrisse flexibel gestaltbar
- besser als KfW-40-Standard; Photovoltaik vorbereitet
- geringste Emissionen, fast kein CO<sub>2</sub>-Ausstoß
- Kaufpreise schon ab 2.200 € / m<sup>2</sup>
- 10 Jahre Mietgarantie über Generalmietvertrag
- Einstieg bereits ab 5.000 € möglich

energiesparend - umweltschonend - renditestark



das Umwelt-Immobilien-Projekt in Tübingen



**thallos**  
Vermögen schaffen für die besten Jahre.

thallos AG  
Doblerstraße 1  
72074 Tübingen  
Tel.: 07071 - 9 20 99 - 0  
info@thallos.ag  
www.thallos.ag www.vermoegen.ag

## bruderhausDIAKONIE

Stiftung Gustav Werner und Haus am Berg

mit menschen für menschen

[www.bruderhausdiakonie.de](http://www.bruderhausdiakonie.de)

Mit Menschen für Menschen heißt das Motto, mit dem die Bruderhaus-Diakonie arbeitet. Wir betreiben in 14 Landkreisen Baden-Württembergs über 120 Dienste und Einrichtungen für ältere Menschen, junge Menschen, Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen. 3500 Mitarbeitenden arbeiten für rund 10 000 betreute Menschen.

Das Angebot der Bruderhaus-Diakonie umfasst Ausbildung, Arbeit und Wohnen, Begleitung und Beratung, Förderung und Therapie, Pflege und Seelsorge.

Wir stellen vor allem Sozialpädagogen ein, im Einzelfall auch Erziehungswissenschaftler, Soziologen, Psychologen, Informatiker, Betriebswirte, Juristen und Geisteswissenschaftler. Wir bieten Praktika und Ferienjobs.

Offene Stellen und Bewerbungen:

[www.bruderhausdiakonie.de](http://www.bruderhausdiakonie.de)



Kontakt:

**BruderhausDiakonie**  
Ringelbachstraße 211  
72762 Reutlingen  
Telefon 07121 27 80  
info@

[bruderhausdiakonie.de](http://bruderhausdiakonie.de)

Beratung  
Konzeption  
Produktion



**Medienexperten** | Besprechen Sie schon im Vorfeld Ihre Produktionen mit uns. Als Spezialist für Druck- und Medienaufträge optimieren wir Ihre Projekte auf Qualität, Termin und Aufwand.

Von niedrigen bis hohen Auflagen, Premiumqualität, Veredelung oder Konfektionierung, wir sind der Ansprechpartner für alle Produktionsfragen.  
Gerne beraten wir Sie vor Ort.

**Print** | Prospekte, Zeitungen, Zeitschriften, Kataloge, Plakate, Flyer, Geschäftsdrucksachen, Bücher, Displays, Mailings, Bedienungsanleitungen, Verpackungen.

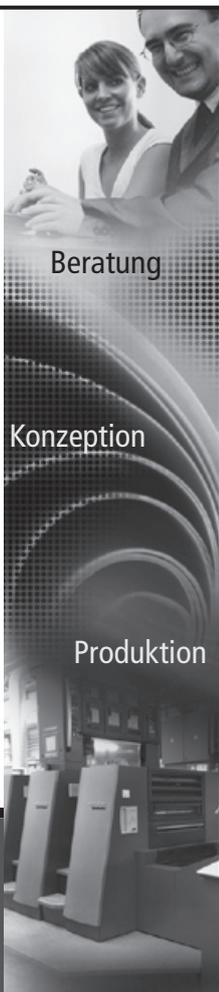
**Medien** | Webseiten, Webdatenbanken, CDs, DVDs, Präsentationen, Produktvideos.

### LFC print+medien GmbH

August-Bebel-Straße 9 · 72072 Tübingen

Telefon (07071) 6 88 90 10 info@lfc-print.de

Telefax (07071) 6 88 90 19 www.lfc-print.de



**Ihr Elektro-Fachgeschäft -**  
kundenfreundlich  
und leistungsstark

**Service**  
macht den  
Unterschied

- ✓ für Küche und Haushalt
- ✓ beste Markenqualitäten
- ✓ Beratung und Service
- ✓ Kundendienst für alle  
Fabrikate der Haustechnik  
und Unterhaltungselektronik

**Miele**  
*jura*  
OF SWITZERLAND  
**BOSCH**  
**KRUPS**  
Siemens · Liebherr · saeco  
gaggia · Dyson u.v.m.

24 Stunden shoppen unter: [www.ep-elektro-kuerner.de](http://www.ep-elektro-kuerner.de)

### Elektrotechnik für alles:

- Installationstechnik
- Sicherheitstechnik 
- Datentechnik
- Haustechnik
- Steuerungstechnik SPS
- Reparatur-Service
- Meisterbetrieb mit jahrzehntelanger Erfahrung

50  
Jahre

**ELEKTRO  
KÜRNER**

Dienstleistungszentrum GmbH

Handwerkerpark 9 • 72070 Tübingen • Telefon (07071) 94 38 00  
kostenlose Parkplätze email: [info@elektro-kuerner.de](mailto:info@elektro-kuerner.de)

Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. 9.00–13.00 + 14.00–18.30 Uhr, Sa. 9.00 bis 14.00 Uhr

**ElectronicPartner 6.000x in Europa**



**Klinikum  
Friedrichshafen GmbH**



*„Medizin und mehr..“*

Unsere Klinikum Friedrichshafen GmbH, akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Tübingen, ist ein modernes Krankenhaus der Zentralversorgung. Besonders für interessierte Studenten und Absolventen der Medizin bietet es zahlreiche berufliche Möglichkeiten in verschiedenen Fachabteilungen.

Zur Sicherung unseres medizinischen Qualitätsstandards sind wir kontinuierlich auf der Suche nach motivierten Nachwuchskräften.

- ✓ Allgemein-, Viszeral-, Gefäßchirurgie
- ✓ Unfallchirurgie, Endoprothetik und Orthopädie
- ✓ Gastroenterologie und Kardiologie (Pneumologie)
- ✓ Klinik für Kinder und Jugendliche
- ✓ Gynäkologie und Geburtshilfe
- ✓ Anästhesie und Intensivmedizin
- ✓ Radiologie und Nuklearmedizin
- ✓ Geriatrische Rehabilitation
- ✓ Pathologie
- ✓ Beleg- und Konsiliarärzte: Augen, Hals-Nasen-Ohren, Neurochirurgie, Urologie, Vorfußchirurgie



**Klinikum Friedrichshafen GmbH**  
**Akademisches Lehrkrankenhaus**  
**der Universität Tübingen**  
**Röntgenstraße 2 · 88048 Friedrichshafen**  
**Personalabteilung Telefon 07541/961120**  
**info@klinikum-fn.de · www.klinikum-fn.de**

**DB BAHN**

Probieren geht über studieren:  
**KulTourBahn-Ticket**  
5 Leute, 1 Tag, 18,50 EUR.

### **Unser Semester-Spar-Tipp: das KulTourBahn-Ticket**

Mit dem KulTourBahn-Ticket können Sie die landschaftlichen und kulturellen Highlights entlang der Strecke zwischen Pforzheim und Tübingen besonders günstig erfahren. Das KulTourBahn-Ticket kostet 18,50 Euro\* und gilt einen Tag lang für bis zu fünf Personen (KulTourBahn-Ticket Single: 9 Euro). Für alle, die ihr Fahrrad mitnehmen möchten, gibt es zusätzlich das **KulTourBahn-Rad-Ticket** für 2,50 Euro\* pro Tag und Fahrrad. Zwischen Horb und Pforzheim wird Ihr Fahrrad kostenlos befördert (\*Tarifstand: 21.01.2008). Alle 3 Tickets sind am Automaten oder mit persönlicher Beratung für 2 Euro mehr am Schalter erhältlich.

Weitere Informationen im Kulturbahn-KundenCenter: Bahnhofplatz 1, 72160 Horb am Neckar, Kulturbahn Service-Telefon: 01805 99 11 19 (14 Cent/Minute aus dem Festnetz) oder unter [www.bahn.de/kulturbahn](http://www.bahn.de/kulturbahn).  
**Die Bahn macht mobil.**

Baden-Württemberg



**Wir fahren für:**

# Kleinhirn an Großhirn: »Deine Augen bewegen sich«

Neurowissenschaftler erkunden die Signalwege im zentralen Nervensystem

Das Kleinhirn ist die Schaltzentrale für die Motorik des menschlichen Körpers: zum Beispiel, wenn die Beine laufen sollen oder man auf dem Fahrrad das Gleichgewicht halten will. Zu höheren Geistesleistungen berufen ist das Großhirn. Dort sind besondere Fähigkeiten wie Sprach- und Gedächtnisleistungen, bewusstes Wahrnehmen oder vorausschauendes Planen angesiedelt. Zwar besitze das Kleinhirn mindestens so viele Nervenzellen wie das Großhirn, sagt Dr. Thomas Haarmeier vom Hertie-Institut für klinische Hirnforschung und Zentrum für Neurologie, die seien jedoch vergleichsweise einfach und nach einem immer gleichen Bauplan miteinander verschaltet. Daher habe man das Kleinhirn lange für eine Art großen, aber einfachen Koprozessor gehalten, der andere Teile des zentralen Nervensystems unterstütze und beeinflusse, ohne selbst spezifische Leistungen hervorzubringen.

»In den 90er-Jahren stellte man durch eingehende anatomische Studien überraschenderweise fest, dass ein Teil der Informationen aus dem Kleinhirn nicht in motorische Zentren entsandt wird, sondern in den Stirn- oder den Scheitellappen des Großhirns«, sagt Haarmeier. In Folge der Entdeckungen habe ein Paradigmenwechsel in der Hirnforschung stattgefunden, berichtet er: »Erst hatte man dem Kleinhirn mit der Motorik einen festen Bereich zugeschrieben, nun traute man ihm auch bei den höheren Geistesleistungen deutlich mehr zu.« Bei seinen Forschungen hat er am Beispiel des Bewegungssehens überprüft, ob das Kleinhirn tatsächlich höhere geistige Informationen ans Großhirn liefert.

## Schwierige Testsituationen

Patienten mit Schädigungen des Kleinhirns haben zum Beispiel häufig auch Ausfälle für bestimmte Seh- oder Gedächtnisleistungen, das wurde schon früher in der Literatur beschrieben. »In den psychologischen Tests, die zur Untersuchung eingesetzt wurden, ließen sich die motorischen Störungen jedoch nicht eindeutig von anderen Ausfällen trennen. Wird zum Beispiel die Aufmerksamkeit eines Patienten mit Tests zum Ankreuzen geprüft, spielen wieder auch motorische Fähigkeiten hinein«, erklärt Haarmeier. Eine weitere Kritik

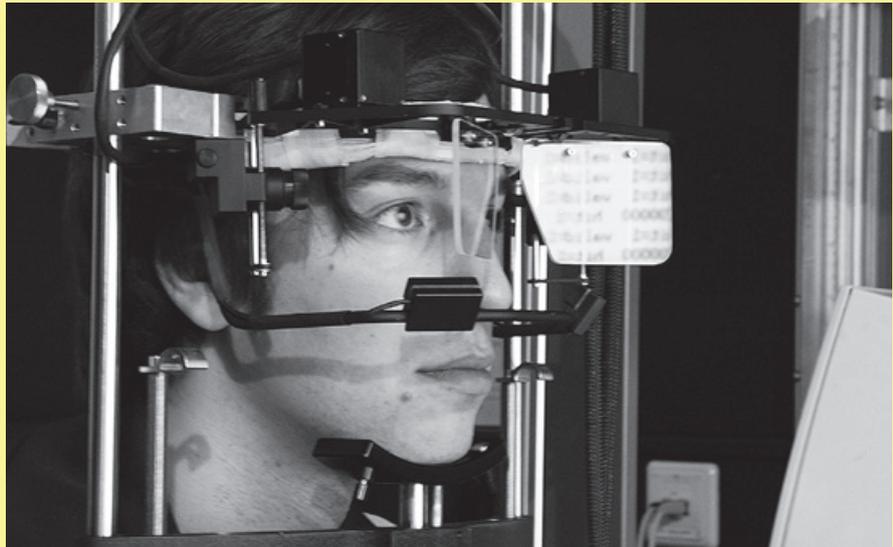


Foto: Knerim

Experimente zum Bewegungssehen – hier mit einem gesunden Probanden – geben Neurowissenschaftlern Aufschluss über die Funktionen des Kleinhirns.

lautete, dass die Patienten in früheren Untersuchungen häufig Systemerkrankungen hatten, bei denen neben dem Kleinhirn weitere Hirnbereiche in Mitleidenschaft gezogen waren. »Menschen mit Schädigungen des Kleinhirns können Bewegungen von Mustern oder Bildern nicht so gut erkennen wie Gesunde, auch wenn die Sehschärfe normal und die Aufmerksamkeit nicht beeinträchtigt ist«, erklärt er. Seine Arbeitsgruppe hat bei den Experimenten zum Bewegungssehen sicher gestellt, dass die Augenbewegungen der Patienten in solchen Situationen normal sind. »Wir konnten dadurch erstmals motorische von anderen Funktionen des Kleinhirns im Experiment sauber trennen«, sagt Haarmeier. Die bewusste visuelle Wahrnehmung wird nach wie vor zu den Leistungen des Großhirns gezählt. Doch in weiteren Untersuchungen ließ sich nachweisen, dass Störungen des Kleinhirns die Empfindlichkeit des Großhirns für Bewegungsreize qualitativ verändern.

## Grundlagen an Käfern erforscht

»Entscheidende Grundlagen für unser Verständnis des Bewegungssehens hat übrigens Werner Reichardt in den 50er-Jahren zunächst mit Experimenten an Käfern gelegt«, berichtet Haarmeier. Reichardt war Mitbegründer des Tübinger Max-Planck-Instituts

für biologische Kybernetik und wurde als Namensgeber für den Exzellenzcluster CIN gewählt: »Werner Reichardt Centre for Integrative Neuroscience«. Noch heute wird sein Modell, der Reichardt-Detektor, herangezogen, um zu erklären, wie Bewegung durch Nervenzellen erkannt wird. Neurone, welche die Geschwindigkeit und Richtung von visueller Bewegung anzeigen und entscheidende Bausteine unseres Bewusstseins von Bewegung sein dürften, finden sich beim Menschen in spezialisierten Seharealen des Großhirns. Welche Information meldet nun das Kleinhirn an solche Sehareale? Thomas Haarmeier hat eine hypothetische Erklärung: »Bewegung auf der Netzhaut kann verschiedene Ursachen haben. Sie kann anzeigen, dass sich etwas in der Umwelt bewegt hat, oder aber sie resultiert aus einer Bewegung des Auges selbst. Zu dieser Unterscheidung könnte das Kleinhirn beitragen, indem es sein Wissen über die Bewegung des Betrachters zur Verfügung stellt«, sagt er. Der Beitrag des Kleinhirns zur Informationsverarbeitung beim Bewegungssehen lasse damit mühelos einen Brückenschlag zur Motorik zu. »Zumindest nach unseren Ergebnissen hätte das Kleinhirn somit keine grundsätzlich anderen Bereiche zu regeln als solche, die mit motorischen Leistungen in unmittelbarer Weise zusammenhängen.«

JE

# Wirtschaftswissenschaft in Zahlen

Der erste Juniorprofessor an der Universität Tübingen versteht sich aufs Risiko

Prof. Michael Merz hatte nach seiner Promotion in den Wirtschaftswissenschaften eine gut bezahlte Stelle in der Schweiz bei einem Versicherungsunternehmen. Er habe dort sehr wissenschaftsnah gearbeitet, erzählt der 35-jährige Spezialist für Statistik, Risikotheorie und quantitatives Risikomanagement. Doch die Aussicht auf eine Karriere als Wissenschaftler konnte ihn im Oktober 2006 zurück an die Hochschule locken: Er wurde der erste Juniorprofessor an der Universität Tübingen.

Der Mathematiker Michael Merz erforscht, wie Versicherungen und Banken die verschiedenen Risikoarten Versicherungstechnisches Risiko (Prämien- und Reserverisiko), Markt-, Kredit- und Operationelles Risiko mittels mathematischer und statistischer Methoden quantifizieren können. »Zum Beispiel muss die Prämie für eine Versicherung risikogerecht sein. Dies ist zum einem ein Gebot der Beitragsgerechtigkeit und zum anderen aufgrund der Risiko-selektion zwischen guten und schlechten Risiken erstrebenswert. Sonst würden bei hohen Beiträgen auch Versicherungsnehmer, die wenig Versicherungsfälle haben, zu Konkurrenzgesellschaften abwandern«, sagt Merz. Insgesamt habe eine Versicherungsgesellschaft ohne risikogerechte Prämienberechnung einen Verlust an guten Risiken und einen Zuwachs an schlechten Risiken, was fatale wirtschaftliche Folgen für das Unternehmen hätte.

Die Prognosen der Versicherungsunternehmen müssen oftmals mehrere Jahrzehnte in die Zukunft reichen. Manche Schäden zeigen sich erst spät: Man denke zum Beispiel an einen Fehler eines Ingenieurs beim Brückenbau, der erst bei einem Erdbeben offen gelegt wird. »Und zwischen dem Eintritt oder der Verursachung eines versicherten Schadensfalls und dessen vollständiger Regulierung vergeht ebenfalls oft viel Zeit.« Dazu kann es kommen, wenn der Ausgang eines Gerichtsprozesses abgewartet werden muss oder der Erfolg einer längeren ärztlichen Behandlung. »Am Ende jeder Abrechnungsperiode müssen Versicherungsunternehmen für die verschiedenen Schadensarten eine sogenannte Schadenreserve berechnen. Diese ausreichend hoch anzusetzen, hat für das Versicherungsunternehmen eine vitale wirtschaftliche Bedeutung«, sagt Michael Merz.

Daneben müssen auch operationelle Risiken wie menschliches Versagen oder Schäden durch nicht funktionierende EDV-Anlagen oder Maschinen stochastisch modelliert, also die zufallsabhängigen Ereignisse analysiert und statistisch bewertet werden. Die Entwicklung solcher Modelle und Methoden für diese Risikoklasse hat erst vor einigen Jahren begonnen. Seine Forschung sei sehr nah an

spektiven gäbe, wäre mir das Risiko, von einer Dauerstelle auf eine Juniorprofessur ohne Tenure zu wechseln, sicherlich zu groß gewesen«, sagt er. Ohne Tenure – das bedeutet, dass Merz auch bei positiver Evaluation seiner Arbeit nach sechs Jahren keine dauerhafte Professur erhält.

Der Professor hat einen ungewöhnlichen Ausbildungsweg hinter sich, den Anfang bil-



Foto: Rößler

Der Weg war nicht schnurgerade, führt aber steil aufwärts: Das nächste Ziel des Juniorprofessors Michael Merz könnte eine Dauerprofessur sein – wenn ihn nicht ein Unternehmen abwirbt.

den Erfordernissen der Praxis, sagt Merz. Immer wieder meldeten sich Headhunter, um ihn für Unternehmen abzuwerben.

In den ersten vier der maximal sechs Jahre als Juniorprofessor hat Merz ein Lehrdeputat von vier Stunden pro Semesterwoche zu erfüllen. In den letzten beiden Jahren sind es dann sechs Stunden. »Das ist mehr als es klingen mag. In der ersten Zeit muss man alle Unterlagen neu erstellen«, sagt Merz. Er will sich habilitieren, da noch nicht vollständig abzusehen ist, wie sich in der Zukunft die Juniorprofessur als Alternative zur Habilitation entwickeln wird.

Die Entscheidung für die Juniorprofessur vor anderthalb Jahren ist Merz nicht ganz leicht gefallen, obwohl ihm das selbstbestimmte Arbeiten an der Universität viel bedeutet. »Wäre ich in einem Bereich tätig, in dem es neben der Wissenschaft kaum andere Per-

spetive ein Hauptschulabschluss – »und der war noch nicht einmal besonders gut«, sagt Merz. Die Lehre als Kaufmann im Einzelhandel hat er zwar abgeschlossen, seinen Berufsvorstellungen entsprach die Arbeit jedoch nicht. Auch eine zweite abgeschlossene Lehre als Industriekaufmann brachte keine Zufriedenheit. »Ich war damals als Sportschütze im Hochleistungssport aktiv, dort hatten alle um mich herum Abitur«, erzählt Merz. Also holte auch er in drei Jahren die Hochschulreife nach. Nun waren seine Noten glänzend, und er hat bei »Jugend forscht« im Bereich Physik und im Bundeswettbewerb Mathematik Preise gewonnen. Bei der Mathematik ist er schließlich auch geblieben. Sein erstaunlicher Lebenslauf, sagt Merz, habe sich einfach so ergeben. Erfolg sei ihm nicht so wichtig. »Ich will einfach gut machen, was ich mache.«

JE

# »Härter als der Knast«

Tübinger Kriminologen untersuchen, wie sich jugendliche Straftäter im »Projekt Chance« entwickeln

Wie sinnvoll ist Jugendstrafvollzug in einer Jugendhilfeeinrichtung? Zwei bundesweit einzigartige Modellprojekte in Baden-Württemberg standen jetzt wissenschaftlich auf dem Prüfstand: der »Jugendhof Seehaus« in Leonberg und das »Christliche Jugenddorf Creglingen«. In beiden Einrichtungen läuft seit 2003 das »Projekt Chance« für jugendliche Straftäter im Alter von 14 bis 21 Jahren, die zu einer Haftstrafe ohne Bewährung verurteilt wurden. Sie dürfen ihre Strafe in einer Jugendhilfeeinrichtung verbüßen und dazu das Gefängnis verlassen. In Creglingen und Leonberg erleben sie einen streng geregelten und strukturierten Tagesablauf. Der Tag beginnt um 5.45 Uhr mit Frühsport und endet um 22 Uhr – nach Schule oder Berufsvorbereitung, gemeinnütziger Arbeit, sozialem Training und Hausputz. Das alles ist Teil eines konsequenten Erziehungsprogramms, das langfristig Leistungswillen, Selbstwertgefühl und soziale Kompetenzen der Strafgefangenen stärken soll.

## Für den Seehof bewerben

Ob diese Maßnahmen greifen und die jungen Menschen dadurch leichter in die Gesellschaft zurückfinden als nach einer Haftstrafe, sollten Tübinger Sozialwissenschaftler am Institut für Kriminologie zusammen mit Kollegen der Universität Heidelberg untersuchen. Das Drittmittelprojekt, das von der Robert-Bosch-Stiftung finanziert wurde, startete im Januar 2004 und wurde im Dezember 2007 abgeschlossen.

Mit Fragebögen übernahmen die Heidelberger Kriminologen den quantitativen Teil der Untersuchung. Dr. Wolfgang Stelly und Dr. Jürgen Thomas von der Tübinger Forschungsgruppe befragten in qualitativen Interviews 41 Gefangene. Die Wissenschaftler untersuchten, welche Jugendlichen in die Einrichtungen kommen, was dort genau geschieht und welche Wirkungen diese Maßnahmen haben. Um ins »Projekt Chance« aufgenommen zu werden, konnten sich die jugendlichen Straftäter, die meistens durch Diebstähle, aber auch Körperverletzungen und Raubdelikte aufgefallen waren, direkt in der Jugendvollzugsanstalt Adelsheim bewerben. »Hauptsache raus aus dem Knast«

und die Chance nutzen, »um endlich etwas aus meinem Leben zu machen«, waren die Hauptmotive der Befragten für ihre Bewerbung. Wie sich zeigte, hatten nahezu alle Teilnehmer eine gescheiterte Schulkarriere oder eine abgebrochene Lehre hinter sich und stammten aus problematischen Familienverhältnissen.



Foto: Prisma e.V.

Handwerkliches Arbeiten, Schule oder Berufsvorbereitung, Hausputz und soziales Training: Der Alltag jugendlicher Strafgefangener im Seehof bei Leonberg ist anstrengend. Modellhaft für die Bundesrepublik wird hier der Strafvollzug in einer offenen Jugendhilfeeinrichtung erprobt. Tübinger Kriminologen werten das Projekt wissenschaftlich aus.

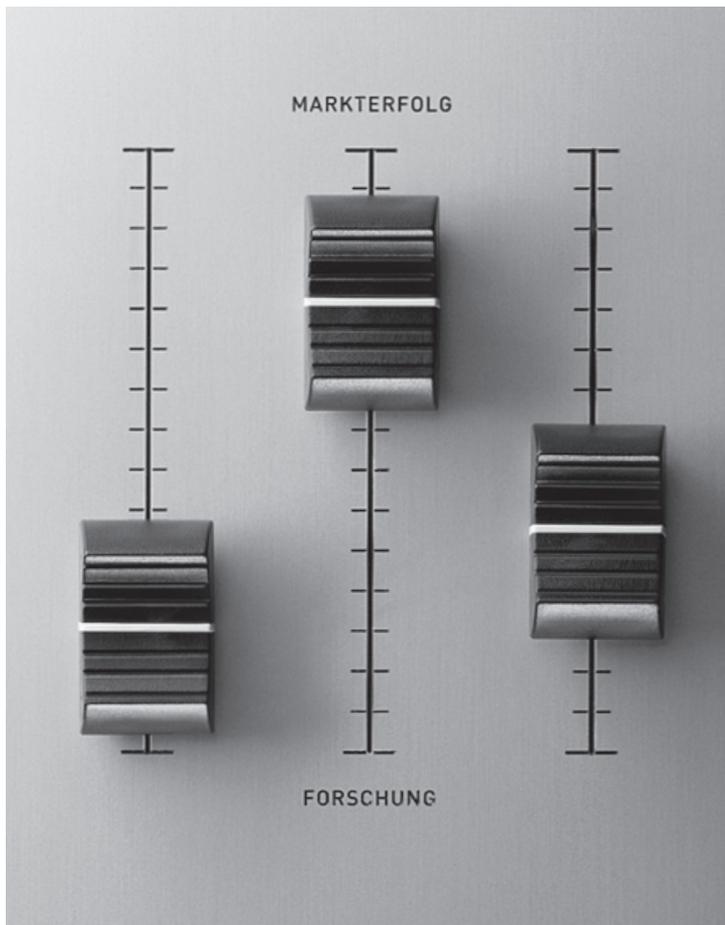
Fast 50 Prozent der Jugendlichen brachen die Maßnahme ab, einige davon gezwungenermaßen: Wegen schwerwiegender Regelverstöße wurden sie nach Adelsheim zurückgeschickt. Andere gingen freiwillig ins

Gefängnis zurück. »Das Projekt ist härter als der Knast«, findet ein Teilnehmer. »Das Projekt Chance ist sehr anspruchsvoll und nicht für jeden geeignet«, bestätigt Wolfgang Stelly diese Aussage. Dennoch bewerteten alle Befragten die Erfahrung positiv, auch die vorzeitig Ausgeschiedenen. Vor allem das Engagement der Betreuer und das Gefühl, dass sich jemand um sie kümmert, haben die Teilnehmer offensichtlich beeindruckt. Lediglich neun von insgesamt 112 jungen Häftlingen sind einfach abgehauen, aber ohne dass die Öffentlichkeit dadurch zu Schaden gekommen wäre. Das Konzept, den Betroffenen möglichst viele Freiheiten zu geben, ist aufgegangen: »Man muss sie nicht zwangsläufig wegsperren«, folgern Wolfgang Stelly und Jürgen Thomas daraus.

## Keine zu hohen Erwartungen

Weitere erfreuliche Ergebnisse brachte die Untersuchung bei den Themen Qualifizierung und soziale Kompetenz. Die schulischen und beruflichen Leistungen verbesserten sich bei den meisten Teilnehmern deutlich. Außerdem hatten sie in den Projekten – anders als im Gefängnis – die Möglichkeit, in Betrieben Praktika zu machen oder eine Lehre zu beginnen. Darüber hinaus verbesserten die Jugendlichen ihre kommunikativen Fähigkeiten und lernten Kritikfähigkeit. Inwieweit sie Regeln, Normen und Werte allerdings wirklich übernehmen oder nur nach Bedarf anwenden, bleibt offen.

Insgesamt sollte man die Erwartungen an diese Form des Jugendstrafvollzugs nicht zu hoch schrauben. Eine erste vorsichtige Interpretation der Daten zeigt, dass auch Absolventen des »Projekts Chance« wieder straffällig werden: Jeder vierte reguläre Teilnehmer landet wieder im Gefängnis und jeder zweite wird strafrechtlich auffällig. Im Vergleich zu den deutlich höheren Rückfallquoten des klassischen Jugendstrafvollzugs ist das allerdings ein kleiner Erfolg, wie die Wissenschaftler in ihrem Abschlussbericht zur Untersuchung betonten. Quantitative Rückfalluntersuchungen in größerem Stil sind wegen des kurzen Risikozeitraumes noch nicht möglich, stehen aber als Nächstes auf dem Plan der Kriminologen. FÖR



Es gibt einen Ort, an dem sich  
 Prioritäten nur in eine  
 Richtung verschieben: in Ihre.



Neue Technologien finden an unseren Standorten in Tübingen und Reutlingen ein hervorragendes wissenschaftliches Netzwerk, um aus Ideen marktreife Produkte zu machen. Und unser Park-Management sorgt dafür, dass Sie sich jederzeit aufs Wesentliche konzentrieren können: Ihren Erfolg.

Technologieparks Tübingen-Reutlingen GmbH, Gerhard-Kindler-Str. 8, 72770 Reutlingen, Tel. 07121 909799-0, [www.ttr-gmbh.de](http://www.ttr-gmbh.de)



Die Novartis Pharma Produktions GmbH ist der deutsche Standort des internationalen Netzwerkes der Novartis Pharma Produktion. In Wehr/Baden stellen 370 Mitarbeiter Arzneimittel in halbfesten und festen Darreichungsformen für den Weltmarkt her. Durch unsere Nähe zur Zentrale in Basel und unsere Kontakte zu den deutschen Konzerngesellschaften sind wir eine wichtige Station für Talente. Innerhalb unserer prozessorientierten Organisation bieten wir Praktikumsplätze und zwei Ausbildungsprogramme (lokal/global) an, in denen Sie als Trainee die Bereiche Pharmazeutische Herstellung oder Projekt- und Betriebsengineering kennen lernen.

Bei Interesse senden Sie Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen an  
 Novartis Pharma Produktions GmbH, Human Resources, Herrn Sascha Kleine, Öflinger Str. 44, 79664 Wehr  
 oder an [careers.wehr@novartis.com](mailto:careers.wehr@novartis.com)



# »Das Puzzle wird nie ganz komplett«

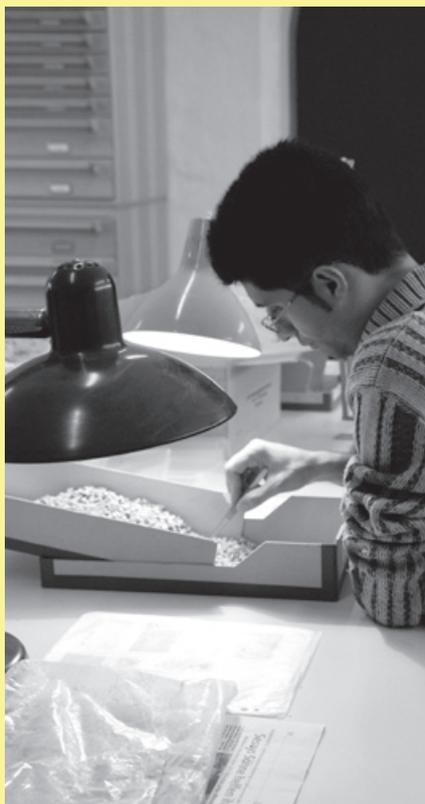
In der Masse liefern alte Mäusezähnen, Knochen und Steinwerkzeuge Ausgräbern wichtige Daten

Aus den Höhlen auf der Schwäbischen Alb werden immer wieder spektakuläre Funde geborgen – wie die im vergangenen Jahr der Öffentlichkeit präsentierte, vollständig erhaltene Mammutfigur aus der Vogelherdhöhle. Das kleine Kunstwerk wurde vor etwa 35 000 Jahren, wahrscheinlich von den Vorfahren heutiger Menschen, aus Mammutelfenbein geschnitzt. Doch auch ganz unscheinbare Massenfunde zählen zu den wichtigen Grabungserfolgen: »Für die Wissenschaft sind die Knochen, bearbeiteten Steine oder einfachen Schmuckgegenstände häufig viel wertvoller«, sagt die Archäotechnikerin Maria Malina, die am Institut für Ur- und Frühgeschichte arbeitet. »So schön die Mammutfigur ist – dass die Menschen damals bereits Kunstgegenstände angefertigt haben, wusste man ja schon.«

## Systematisch sortiert

Von der letzten Grabung an der Vogelherdhöhle im Landkreis Heidenheim haben die Ausgräber um Prof. Nicholas Conard knapp 4000 Säcke Material zur Durchsicht mitgenommen ins Tübinger Schloss. So viel komme in jeder Grabungssaison zusammen, erzählt Maria Malina. Im Schloss wird dann ausgelesen: Aus den Kalksteinchen werden Knochen, Elfenbein, bearbeitete Steine, Holzkohle und bisher übersehene Schmuckstücke aussortiert. Alles muss systematisch nach der Schicht und der Lage an der Fundstelle sorgfältig beschriftet werden. Dabei interessiert die Urgeschichtler beispielsweise der Anteil gewisser Fundgattungen im Verhältnis zu anderen. Finden sich zum Beispiel auf wenigen Quadratmetern der Höhle besonders viele verbrannte Knochen, Hölzer und Kalksteine, könnte dort eine Feuerstelle gewesen sein. Eine hohe Konzentration an bearbeiteten Steinen oder Mammutelfenbein deutet auf eine Werkstatt hin.

»Für die Wissenschaft besonders wertvoll können die Überreste von Mäusen oder Lemmingsen sein. Kleine Säugetiere passen sich schneller an das Klima an als große wie Bären oder Pferde, sodass sie viel über die früheren Umweltbedingungen verraten können«, erklärt Maria Malina. Das ganze Bodenmaterial wurde an einem von der Firma Heidelberger Cement, dem Werk Schelklingen, zur Verfügung gestellten Steinbruchareal gewaschen



Der Archäologe Mohsen Zeidi sucht aus den Kalksteinchen Knochen, Holzkohle und von Menschen bearbeitete Stücke heraus.

und gesiebt. Große Hoffnungen macht sie sich daher nicht, in den Materialsäcken noch kostbare Einzelstücke zu finden. »Die werden in der Regel spätestens im Sieb von geübten Augen entdeckt«, sagt sie. Ihre besonders geübten Augen waren es jedoch, die über ein Jahr hinweg 31 Bruchstücke aus Mammutelfenbein aus verschiedenen Grabungskampagnen in der Höhle Geißenklösterle als zusammengehörig erkannten: 2004 konnte sie daraus eine Elfenbeinflöte zusammensetzen – eine Sensation, da es sich um eins der ältesten Musikinstrumente der Welt handeln dürfte. Die meisten Bruchstücke werden jedoch Bruchstücke bleiben. »Das Puzzle wird nie ganz komplett«, sagt Malina.

Diese Tatsache stört auch Luc Moreau nicht. Er untersucht in seiner Doktorarbeit einige Tausend von Menschenhand bearbeitete

Steine wie zum Beispiel kleine Spitzen aus dem Gravettien vor 30 000 bis 27 000 Jahren in der Jüngeren Altsteinzeit, hauptsächlich aus der Höhle Geißenklösterle bei Blaubeuren. Er will sich ein Bild von der damaligen technischen Entwicklung machen. Die Jagd habe in der Kultur von nomadisierenden Jäger- und Sammler-Gesellschaften eine große Bedeutung gehabt, sagt er.

## Säckeweise Schlämmfunde

Luc Moreau hat zu Beginn seiner Untersuchungen säckeweise Schlämmfunde vom Geißenklösterle aus den 70er-Jahren ein weiteres Mal durchgesehen, um keine interessanten Stücke auszulassen. Spektakuläres sei nicht dabei gewesen. Die Funde und weitere, bereits beschriftete Stücke hat er in einer Datenbank erfasst und, nach Rohmaterialien getrennt, sehr fein differenziert. »Die Stücke werden bestimmten sogenannten Knollen zugeordnet, von denen sie abgeschlagen worden sind. Das ist wichtig, um zu verstehen, wie die Steinwerkzeuge hergestellt wurden«, sagt Moreau. Über die Beschreibung der Werkzeuggewinnung zieht er Rückschlüsse auf die Entstehung der Kultur des Gravettien: Wurden die Gravettien-Techniken auf der Schwäbischen Alb, die sich von der darunter liegenden Kulturstufe des Aurignacien unterscheiden, von Einwanderern eingeführt, vielleicht sogar aus anderen Regionen Europas oder Asiens? Nein, meint Luc Moreau. »Es gab vielmehr eine Kontinuität vom Aurignacien zum Gravettien. Der Fortschritt ist vor Ort entstanden. Die Jagdstrategien haben sich geändert, wobei als Gründe neben Umweltveränderungen auch andere, soziale Faktoren im Spiel gewesen sein dürften.«

Die vielen Puzzlesteine, die er in seiner Doktorarbeit zusammengesetzt hat, seien allein wenig spektakulär. »Erst wenn man die Ergebnisse im größeren Kontext betrachtet, sie etwa mit anderen Regionen und anderen Zeitabschnitten vergleicht und sie mit Ergebnissen aus der Klimaforschung und der Archäozoologie kombiniert, ergeben sich spannende Zusammenhänge«, sagt er. So gesehen ist seine ganze Doktorarbeit ein Puzzleteil für das große Bild – das nie vollständig sein wird.

JE



Die wissenschaftlichen Schätze aus der Urgeschichte sind häufig grau und unauffällig. Bis die Säcke mit dem Fundmaterial ins Lager kommen, werden die Steinchen mehrmals umgedreht – um nichts zu übersehen.

# Auf dem grünsten Campus Irlands

Erfahrungen einer Erasmus-Stipendiatin im irischen Limerick



Moderne Gebäude, moderne Kunst auf dem Campus der University of Limerick – zwölf Kilometer von der Stadt entfernt.

Trostlos, dreckig und regnerisch – so ist die irische Stadt Limerick den meisten Menschen aus dem Film »Die Asche meiner Mutter« bekannt. Auch ich hatte mir die Verfilmung von Frank McCourts Kindheitserinnerungen mit 15 Jahren im Kino angesehen und wusste danach ziemlich genau, dass ich dort niemals Urlaub machen wollte. Dass es mich genau acht Jahre später für mein Erasmus-Auslandssemester ausgerechnet in diese Stadt verschlagen würde, kam mir damals überhaupt nicht in den Sinn. Doch inzwischen bin ich schon gut zwei Monate in Limerick, und bis auf den Regen ist die Stadt im Südwesten Irlands ganz anders, als sie im Film beschrieben wird.

## Moderne Architektur

Zugegeben, Limerick ist immer noch kein Ort, den man Irlandtouristen als sehenswert ans Herz legen würde, aber die 1972 gegründete Universität kann ich sehr empfehlen. Sie hat – so behaupten es die Studierenden hier zumindest – den schönsten und grünsten Campus aller irischen Universitäten. Tatsächlich liegt das weitläufige Gelände direkt am Fluss Shannon und ist großzügig begrünt worden. Noch immer entstehen überall auf dem Cam-

pus neue Gebäude, die den 80er-Jahre-Bauten der Uni mit ihrer modernen Architektur Konkurrenz machen.

Für mich ist es eine ganz besondere Erfahrung, an einer Campus-Universität zu studieren. Anders als in Tübingen, wo man nicht selten zwischen zwei Veranstaltungen durch die Stadt hastet, ist hier alles an einem Ort: Die Bibliothek und die Hauptgebäude der Universität liegen direkt nebeneinander, und auch alle anderen Gebäude erreicht man innerhalb von zehn Minuten zu Fuß. Zudem liegt mein Studentenwohnheim »Dromroe Village« direkt auf dem Campus, so dass ich von unserer Haustür gerade einmal fünf Minuten brauche, um zu meinen Vorlesungen zu gehen. Auch sonst bietet der Campus alles, was man zum Leben braucht: Neben einem kleinen Supermarkt, einem Buch- und Schreibwarenladen und einer Bankfiliale gibt es hier auch zwei Restaurants und einen Pub auf dem Gelände. Unter der Woche ist es also nicht unbedingt nötig, mit dem Bus in die gut zwölf Kilometer entfernte Stadt zu fahren.

Das Studium hier unterscheidet sich nur wenig von meinem Studium in Tübingen. Eine große Auswahl an Vorlesungen wird von einer ebenso großen Zahl von Tutorien ergänzt.

Seminare, wie ich sie aus Tübingen kenne, gibt es allerdings nicht. Vielmehr vertiefen die Dozenten und ihre studentischen Hilfskräfte den Lernstoff in den Tutorien. Die Lernatmosphäre ist dabei nicht mit Tübingen zu vergleichen: In den Tutorien sitzen hier höchstens zehn Studentinnen und Studenten, in Tübingen waren es oft mehr als 30 Studierende. Dadurch ist der Kontakt zu den Lehrenden viel persönlicher. Schon nach kurzer Zeit kannten die Dozenten meinen Namen.

## Guter Service für die Studierenden

Außerdem ist mir schon in der ersten Woche meines Auslandssemesters aufgefallen, dass der Service und die Hilfsangebote für die Studierenden hier im Vergleich zu Tübingen besser sind. Ob in der Bibliothek, im Studentenwohnheim oder im Dezernat für Internationale Beziehungen – überall gibt es Universitätsmitarbeiter, die freundlich und geduldig die Fragen des Unialltags beantworten. So sitzen in der Bibliothek zwei Bibliothekare an einem »info desk« und sind dort den Studierenden bei der Literaturrecherche jederzeit behilflich. Und auch in meinem Studentenwohnheim gibt es zwei Rezeptionistinnen, die immer ein offenes Ohr für die Fragen und Probleme der Bewohner haben.

Doch so gut es mir hier in Limerick gefällt, ganz unbeschwert kann ich mein Auslandssemester nicht genießen, da ich immer auch an meine Rückkehr nach Tübingen denken muss: Dadurch, dass die Semesterzeiten in Irland und Deutschland nicht übereinstimmen, musste ich das Wintersemester in Tübingen früher beenden und schon Ende Januar nach Irland fliegen. Deshalb warten jetzt in Tübingen noch vier Hausarbeiten auf mich, die ich neben meiner Zulassungsarbeit für das Staatsexamen schreiben muss. Es ist schade, dass man mit solchem Ballast in sein Auslandssemester starten muss. Deshalb kann ich allen Studenten, die an einem Erasmus-Auslandssemester interessiert sind, nur raten, sich frühzeitig zu informieren, wann der beste Zeitpunkt ist, um ins Ausland zu gehen. Denn es lohnt sich auf jeden Fall: Man lernt nicht nur die fremde Sprache, sondern taucht auch in die Kultur des Gastgeberlandes ein.

Jennifer Schmidt

# Im Gespräch die Motivation erkennen

Tübinger Wirtschaftswissenschaftler und Japanologen sind von Auswahlgesprächen überzeugt

»Das ist jetzt eine ganz andere Welt im Hörsaal«, berichtet Prof. Rainer Schöbel, der Studiendekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen, über die Studienanfänger in seinem Fach: »Die Studierenden arbeiten von Anfang an hochkonzentriert.« Zum Wintersemester 2005/06 haben die Wirtschaftswissenschaftler Auswahlgespräche in allen Studiengängen eingeführt. Prompt bestanden 85 Prozent der Studienanfänger die Klausuren im ersten und zweiten Semester. Vor Einführung der persönlichen Gespräche schaffte dies lediglich ein Drittel. Erfahrungen mit dem neuen Instrument sammelt die Fakultät schon länger. 2001/02 führte sie den neuen Studiengang »Internationale Betriebswirtschaftslehre« ein, unter anderem, um sich unabhängig von der Zentralen Vergabestelle für Studienplätze (ZVS) ihre Studenten selbst aussuchen zu können. Die Folge davon: höhere Motivation und bessere Leistungen auf Seiten der Studierenden.

## Über Abiturnote zum Gespräch

Bei der Auswahl der Studienbewerber müssen sich die Universitäten in Baden-Württemberg an der Abiturnote orientieren und mindestens ein weiteres, in der Hochschulvergabeverordnung (HVVO) festgelegtes Auswahlkriterium verwenden. »Ein bunter Strauß von Möglichkeiten«, wie es Dirk Stein, der Leiter der Tübinger Studentenabteilung, formuliert, existiert jetzt noch an der Universität Tübingen. Ab dem Wintersemester 2011/12 wird diese Vielfalt einheitlicher werden. Das »Gesetz zur Umsetzung der Föderalismusreform im Hochschulbereich«, am 20. November 2007 in Kraft getreten, verlangt von allen Fakultäten die verbindliche Einführung von Auswahlgesprächen oder -tests für Studienbewerber. Die Unis müssen diese dann verpflichtend bei der Vergabe von Studienplätzen berücksichtigen, dürfen aber nach wie vor auch andere Kriterien wie praktische Erfahrung oder Berufstätigkeit gewichten.

Kein Problem für die Tübinger Wirtschaftswissenschaftler, deren Auswahlverfahren vier Stufen umfasst: Die Abiturnote entscheidet zunächst allein über die Einladung zum persönlichen Gespräch. »Bei circa 2000 Be-

werbungen geht es leider nicht anders«, bedauert Rainer Schöbel. Daneben kommen noch andere Kriterien ins Spiel wie die Gewichtung von einzelnen Noten, beispielsweise in den Fächern Mathematik, Deutsch und Sprachen. Aber auch andere Eignungsmerkmale, etwa praktische Erfahrungen, besondere außerschulische Leistungen oder studienbezogene Auslandsaufenthalte können zusätzliche Punkte bringen. Schließlich kom-

an die Fakultät. Und die Nachteile? Da fallen ihm außer der vielen Arbeit gar keine ein. . . Neben den Wirtschaftswissenschaften arbeiten auch die Tübinger Japanologen mit dem Instrument der Auswahlgespräche und haben damit »durchweg positive Erfahrungen« gesammelt, wie die Japanologin Dr. Eva-Maria Meyer betont. Nach einer schriftlichen Bewerbung, in der die Abiturnote eine zentrale, aber nicht die alles entscheidende



Foto: Soppa

Eine Viertelstunde Zeit, sich ins beste Licht zu rücken: Studienplatzbewerberin beim Auswahlgespräch mit Prof. Rainer Schöbel und Dekanatsassistentin Melanie Goletz aus den Wirtschaftswissenschaften

men die Bewerber zum 15-minütigen Auswahlgespräch. Mit dabei sind ein Professor und ein Institutsmitarbeiter. In allen Stufen des Verfahrens gibt es Punkte, die dann in eine letzte Rangliste einfließen. Diese entscheidet über die Zulassung.

»Wir haben uns der Herausforderung gestellt und sind sehr zufrieden«, fasst Rainer Schöbel die ausschließlich guten Erfahrungen seiner Fakultät mit Auswahlgesprächen zusammen. Die Interviews nützten nicht nur der Fakultät bei der Suche nach fähigen Bewerbern, sondern auch den Bewerbern selbst. Sie fühlten sich umworben, das Verfahren verliere an Anonymität und binde sie

Rolle spielt, werden die Bewerber seit dem Wintersemester 2006/07 zu einem 15-minütigen Gespräch eingeladen. Wie für die schriftliche Bewerbung gibt es auch hier Punkte, die dann in der Summe über eine Zulassung entscheiden. Eva-Maria Meyer: »Allein mit der schriftlichen Bewerbung kann man die Motivation nicht feststellen, auch bei ganz guten Schnitten sagt die Abiturnote allein nicht viel aus.« Durch die Gespräche erhielten außerdem auch Bewerber mit einer schlechteren Abiturnote eine Chance. Ein weiterer Vorteil: »Wir lernen die Leute kennen, ihre Interessen und ihre Motivation«, sagt die Japanologin. FÖR

# Rhetoriktraining online

Die Kurse der »Virtuellen Rhetorik« vermitteln Kommunikationskompetenz via Internet



Foto: Blum

Das Team des Projekts »Virtuelle Rhetorik«: Hagen Schick, Julia Schmid, Georg Braungart, Verena-Isabel Schweizer, Katie Böhme (von links).

Dr. Klaus Kiefer ist ein vielbeschäftigter Mann: Jede Woche empfängt er mehr als 100 Klienten in seiner Praxis für Gesprächstherapie, die beispielsweise wissen möchten, wie sie sich in Vorstellungsgesprächen optimal präsentieren können oder mit welchen Strategien sich Konflikte lösen lassen. All die Beratungswilligen stehen jedoch nicht persönlich vor seiner Tür, sondern nur virtuell: Kiefer ist die Hauptfigur im Online-Seminar »Gesprächskompetenz«, einem der drei Module der »Virtuellen Rhetorik«. In diesem Kurs erläutert der – fiktive – Therapeut in Lehrvideos, was für eine erfolgreiche Gesprächsführung erforderlich ist: Wie kann ich mich auf ein Gespräch vorbereiten? Welche Argumente kann ich vorbringen und wie? Die im Video vorgestellten Strategien und Techniken wenden die Kursteilnehmer dann praktisch an. Virtuell, versteht sich: im Chatroom.

Wissensvermittlung, Übungen, Sprechstunden – alles, was zu einem Seminar gehört, findet bei der »Virtuellen Rhetorik« auf Lernplattformen im Internet statt. In den drei Modulen können Studierende aller Fächer neben der Gesprächsführung auch ihre »Schreibkompetenz« sowie ihre »Rede- und Präsentationskompetenz« verbessern. Sie üben beispielsweise, Informationen ziel-

gruppengerecht aufzubereiten, sie lernen verschiedene Textstrukturen kennen und erfahren, was beim Ausformulieren von Redemanuskripten zu beachten ist.

## Für die Praxis weiterentwickelt

Basis der Kurse sind Theorien der modernen Kommunikationsforschung und der Rhetorik, deren Ansätze für die praktischen Bedürfnisse von Studierenden weiterentwickelt wurden. »Dabei geht es nicht um laienhafte Vorstellungen von rhetorischen Tricks, sondern die Studierenden sollen durch den Kurs veranlasst werden, über praktische Kommunikationsschwierigkeiten und ihre Lösungsmöglichkeiten nachzudenken«, erläutert Rhetorik-Professor Joachim Knappe, der das Projekt zusammen mit Professor Georg Braungart vom Deutschen Seminar leitet. Und Braungart konkretisiert: »So finden sich etwa in der Schreibkompetenz auch Einheiten zur Kreativität, zur Prägnanz eines Textes oder zum kooperativen Schreiben.« Bei der Entwicklung der Kurse, die von 2002 bis 2007 mit Landesmitteln finanziert wurde, wurde Qualitätssicherung groß geschrieben. »Es handelt sich also um regelrechte Seminare auf universitärem Niveau«, betont Knappe. Gleiches gelte für die Lehrmaterialien, ergänzt Braungart: »Die Produktion der Videos

im Studio der Medienabteilung in der Neu-philologie kann getrost als annähernd professionell bezeichnet werden.«

Und auch bei der Betreuung wird Wert auf Qualität gelegt: Jeden Kurs leitet ein wissenschaftlicher Mitarbeiter, der gemeinsam mit mehreren Tutoren den Teilnehmern Rückmeldungen zu den Übungen gibt. »Als »Rede-Coach« begleite ich die Studierenden über das Semester hinweg und setze mich dabei intensiv mit den studentischen Projekten auseinander«, beschreibt Kursleiter Hagen Schick seine Aufgabe. Ihre Projekte – Reden und Texte zu verschiedensten Themen sowie strategisch geplante Gespräche – präsentieren die Teilnehmer am Ende des Semesters vor Publikum. »Neuere Studien zum E-Learning betonen, dass Virtualität allein nicht sehr effektiv ist«, erläutert Braungart. Vor allem in den Kursen zur Rede- und Gesprächskompetenz sind Präsenzphasen daher laut Schick unverzichtbar: »Nur so können wir kontrollieren, ob die Teilnehmer das erworbene Wissen auch praktisch anwenden können.« Was in den Kursen gelernt wird, überschreitet jedoch den universitären Kontext, betont seine Kollegin Katie Böhme: »Wir unterstützen die Teilnehmer bei der Ausbildung von Fertigkeiten, die wichtige Schlüssel für den privaten und beruflichen Erfolg jedes Einzelnen sind.« Die »Virtuelle Rhetorik« ist daher ein wichtiger Bestandteil des Seminarangebots im Bereich Schlüsselqualifikationen und wird seit dem Sommersemester 2007 aus Studiengebühren finanziert. Jedes Semester stehen 375 Plätze zur Verfügung, die meist rasch belegt sind. Das Fazit der Teilnehmer fällt positiv aus: In der Evaluation – die natürlich ebenfalls online geschieht – bekommen die Kurse sehr gute Noten. »Auch mit der Tatsache, dass das Seminar überwiegend virtuell stattfindet, kommen die Nutzer gut zurecht«, berichtet Böhme. Und sie hebt noch ein Ergebnis der Evaluation hervor: 95 Prozent der Teilnehmer geben an, ihre Kommunikationskompetenz verbessert zu haben – und zwar ganz real.

Julia Schmid

Weitere Informationen:  
[www.virtuelle-rhetorik.uni-tuebingen.de](http://www.virtuelle-rhetorik.uni-tuebingen.de)

# »Wundere dich nicht, dass ich um unsere Liebe besorgt bin«

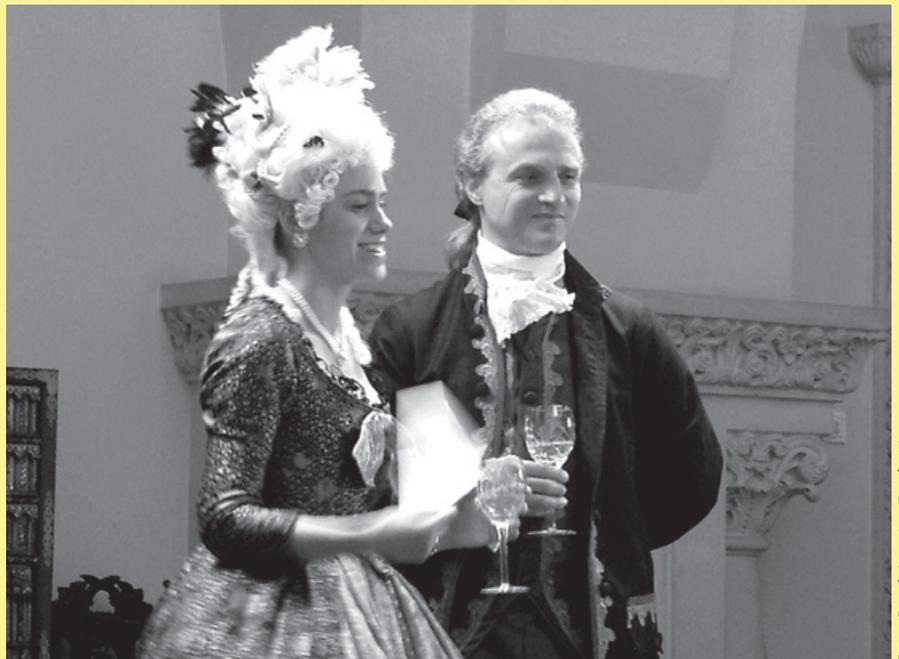
Historiker übersetzen Briefwechsel von Katharina der Großen mit Potemkin für Hörbuchprojekt

»Erlaube mir, mein Schatz, – (Ich erlaube es.) – Dir endgültig etwas zu sagen, wodurch, wie ich glaube, unser Streit ein Ende (Je eher, desto besser.) nehmen wird. Wundere dich nicht, dass ich um unsere Liebe besorgt (Sei unbesorgt.) bin. Über die unzähligen Wohltätigkeiten hinaus, die Du mir (Eine Hand wäscht die andere.) hast angedeihen lassen, hast Du mich in Dein Herz geschlossen (Fest und für immer.). Ich möchte dort der Einzige sein (Das bist Du und wirst es immer sein.) und den Vorrang haben gegenüber allen Vorgängern, da niemand Dich je so geliebt hat wie ich. (Das sehe und glaube ich.)... – So schrieb Fürst Grigori Potemkin im Jahr 1776 an die russische Zarin Katharina die Große, die Geliebte hat ihre Anmerkungen – als Einschübe in Klammern – per Hand direkt in Potemkins Brief geschrieben.

## Vorläufer der SMS

Mehr als 1900 Briefe sind von der Korrespondenz zwischen Katharina und Potemkin erhalten, 47 davon haben Studierende des Instituts für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde jetzt im Rahmen einer Lehrveranstaltung ins Deutsche übersetzt. Die Briefe sind in der Mehrzahl auf Russisch verfasst, einige auf Französisch, in manchen Briefen wechselt die Sprache. Der Berliner Verlag Kaleidophon wird auf der Grundlage der übersetzten Briefe bis zum Herbst 2008 ein Hörbuch produzieren. Die Kaleidophon-Redakteure Susanne Kittelberger und Robby Fischer waren im Frühsommer 2007 auf der Suche nach deutschen Übersetzungen des Briefwechsels Katharina-Potemkin und wurden bei ihrer Recherche an Ingrid Schierle, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Tübinger Institut, verwiesen.

Das Hörbuchprojekt beeinflusste die Auswahl der Briefe: Unter den übersetzten Briefen sind viele, auf die eine direkte Antwort erhalten ist. Einige Briefe, wie der zitierte aus dem Jahr 1776, wurden mit den handschriftlichen Kommentaren der Empfängerin übersetzt. Und es sind kurze Mitteilungsbriefe ohne Anrede darunter, *cidulki* genannt. Diese konnten beispielsweise nur aus einer Verabredung in die Sauna bestehen und entsprechen in etwa der heutigen SMS oder – wie es der Potemkin-Biograf George Soloveytschik in



Fleißige Briefschreiber: Zarin Katharina die Große und Fürst Grigori Potemkin, hier dargestellt von Emily Bruni und Dan Badarau in einem Fernsehfilm von 2005.

Foto: Brook Lapping Productions

den 1930er-Jahren schrieb, dem, »was heute Telefonanrufe sind«. In den Briefen spiegelt sich nicht nur die Liebesbeziehung von Katharina und Potemkin wieder, es finden sich darin auch Hintergrundinformationen zu politischen Entscheidungen, einige Briefe haben den Alltag höfischen Lebens zum Inhalt. Bemerkenswert dabei: Es korrespondieren zwei Menschen auf Augenhöhe, nicht eine Herrscherin mit ihrem Untergebenen.

Entgegen der ausdrücklichen Anweisung Katharinas vernichtete Potemkin auf dem Höhepunkt der Liebesbeziehung – in den Jahren 1774 bis 1783 – ihre Briefe nicht. Umgekehrt sind aus dieser Zeit deutlich weniger Briefe Potemkins an Katharina erhalten – die Zarin hatte Angst, dass sie in die falschen Hände geraten könnten. Potemkin war aber viel mehr als Katharinas Geliebter, er war zugleich Staatsmann, Kriegsherr und ihr wichtigster politischer Berater. Neuere Forschungen gehen sogar davon aus, dass Katharina Potemkin bereits zu Beginn der Liebesbeziehung heimlich heiratete.

Ingrid Schierle und die rund 30 Studierenden mussten sich parallel zu den Übersetzungen

umfangreiche Hintergrundkenntnisse zum 18. Jahrhundert, zur Vorgeschichte und zur Briefkultur im 18. Jahrhundert erarbeiten. Als das Projekt im Juli 2007 in eine Krise geriet, kamen Kittelberger und Fischer eigens nach Tübingen in die Lehrveranstaltung, um den Projektteilnehmern Hilfestellung und praktische Tipps für die Erstellung eines »Drehbuchs« zu geben. Denn für das Hörbuch werden zwei professionelle Schauspieler die Briefe im Wechsel lesen.

Große Schwierigkeiten bereitete den Studierenden der Sprachstil des 18. Jahrhunderts in den Briefen, der sich deutlich unterscheidet von der heutigen russischen Schriftsprache. Darüber hinaus hätten allein die unzähligen Anreden Katharinas für Potemkin eine eigene Abhandlung verdient und sind in ihrer Nuancenvielfalt nur schwer im Deutschen wiederzugeben: von »liebes Herzchen« oder »Löwe« über ironisierende Anreden wie »Mein edler Herr« oder »Euer Exzellenz« bis hin zu den Koseformen »Grischa«, »Grischenok« oder »Grischenka«. Vielleicht wird es zusätzlich zu dem Hörbuch auch eine gedruckte Ausgabe der übersetzten Briefe geben. MvP

# Den Umgang mit Sprache neugierig erforschen

Das Tübinger »Studio Literatur und Theater« wird 15 Jahre alt – Großes Fest im Landestheater



Fotos: Knierim

Lesung »Poesie im Schloss« des Studios Literatur und Theater auf Schloss Hohentübingen mit den Autoren Nico Bleutge (links) und Robert Schindel

Vor 15 Jahren ins Leben gerufen, war das »Studio Literatur und Theater« (SLT) zunächst ein Anhängsel der Rhetorik. Seit 1997 ist es eine selbständige Einrichtung der Universität, die wie das Zeicheninstitut und das Collegium musicum der künstlerischen Ausbildung dient. Studierende aller Fachbereiche können hier Kurse zu den diversen Formen des nicht-wissenschaftlichen Schreibens belegen. Neben den Seminaren des Studios zu Prosa, Lyrik, Drama, szenischem Schreiben und Drehbuch, bietet die Arbeit von Gastdozenten vielfältige Möglichkeiten, den eigenen Horizont zu erweitern. Lehrbeauftragte sind regelmäßige Autorinnen und Autoren, Theater-, Verlags-, Fernseh- und Rundfunkprofis. Im Mittelpunkt steht zwar das eigene literarische Schreiben der Teilnehmer, ebenso wichtig sind aber auch die Umsetzung, die Performance und die Präsentation. Auf der Theaterbühne, im Rundfunkstudio oder auf dem Lesepodium (zum Beispiel bei Sandra Hofmanns »Buch & Bühne«) wird das Erarbeitete ausprobiert und nach Möglichkeit öffentlich vorgetragen. Das »Studio Literatur und Theater« kooperiert mit dem Landestheater Tübingen (LTT), dem Zimmertheater, dem Museum Schloß Hohentübingen, den Buchhandlungen Gastl und Quichote, der Uniwelle, dem Südwestrundfunk und – überregional, mit der wunderbaren, der Übersetzung von Dichtung gewidmeten Initiative »Poesie der Nachbarn«.

Die Teilnehmer wählen die Veranstaltungen entsprechend ihren individuellen Neigungen und Interessen aus. Sie erhalten Nachweise über diese Zusatzqualifikation. Seit dem Sommersemester 2007 werden zusätzlich auch Schlüsselqualifikationsseminare ange-

boten. Darüber hinaus kann man ein Abschlusszertifikat erwerben, das die Vorlage einer eigenständigen literarischen Arbeit voraussetzt.

In Deutschland ist das SLT einzigartig: Anders als das Deutsche Literaturinstitut in Leipzig oder der Studiengang »Kreatives Schreiben und Journalismus« der Universität Hildesheim ist es als Zusatzangebot der Universität Tübingen für alle da, die ihren Umgang mit Sprache neugierig erforschen und hinterfragen wollen, nicht nur für diejenigen, die an einer Autorenausbildung interessiert sind. Wie in allen Künsten, kann man auch in der Schreibkunst viel von den Meistern lernen, neben Handwerklichem auch einiges zu Fragen, die im weitesten Sinn sprachphilosophischer Natur sind.

## »Wer schreibt, ist Nachfolger«

Ich selbst leite das SLT seit gut drei Jahren. Einer meiner Schwerpunkte ist die Kopplung von Lektüre und Schreiben: Wer schreibt, schreibt sich in Traditionen, in Gattungsgeschichten ein, wer schreibt, ist immer Nachfolger. Um diesen Zusammenhang stärker herauszustellen, habe ich eine Seminarserie ins Leben gerufen, die »Zeitgenossen, Zeitgeschichte« heißt. Im Seminar wird die Lektüre und Diskussion der Texte des gewählten Autors mit eigenen Schreibversuchen verknüpft. Es gilt, die Schnittstelle von eigener Lebensgeschichte mit Geschichte literarisch zu gestalten. Zum Semesterende war der jeweilige Autor persönlich im Seminar zu Gast und abschließend mit einer öffentlichen Lesung in der Buchhandlung Gastl auch für einen weiteren Kreis von Interessenten prä-

sent. Bisher eingeladen waren Uwe Timm, Hans-Ulrich Treichel, Bernhard Schlink und Julia Franck.

Ein weiterer Schwerpunkt ist die Lyrik, das Stiefkind der Genres nicht nur in den Verlagen. Zusammen mit Wolfgang Zwierszinsky von der Buchhandlung Quichote, dem Lyriker Stephan Turowski und Elisabeth Bohley vom SLT habe ich die Lesereihe »Poesie im Schloss« aus der Taufe gehoben, die im Rittersaal des Schlosses Hohentübingen einmal im Semester stattfindet. Ein bereits arrivierter Dichter wie zum Beispiel Paulus Böhmer oder Robert Schindel, wird eingeladen und gebeten, einen jüngeren Kollegen, der noch am Anfang seines Werkes steht, mitzubringen, gewissermaßen eine Lesung im Tandem, als Stimmen-Paar. Diese Vielfalt (und die Tatsache, dass das SLT so allmählich die Pubertät hinter sich lässt!) soll am 4. Juli im LTT (ab 20 Uhr) gefeiert werden: Neben Lesungen und Performances von Studierenden des SLT sowie von Autoren, die ihm – als ehemalige Leiter wie Uwe Kolbe oder als ehemalige Absolventen wie Sandra Hofmann und Björn Kern – verbunden sind, wird es ein zirzensisches Zwischenspiel »Manege frei!« geben, selbstverständlich Musik und ein Buffet für die nicht-künstlerischen Bedürfnisse.

Eigens zum Jubiläum wird ein Sonderheft vorliegen, welches das »Best of...« der aktuellen Jahrgänge enthalten wird. Dagmar Leupold

Informationen und Anmeldung im Internet:  
[www.uni-tuebingen.de/Studio-Literatur-Theater/](http://www.uni-tuebingen.de/Studio-Literatur-Theater/)

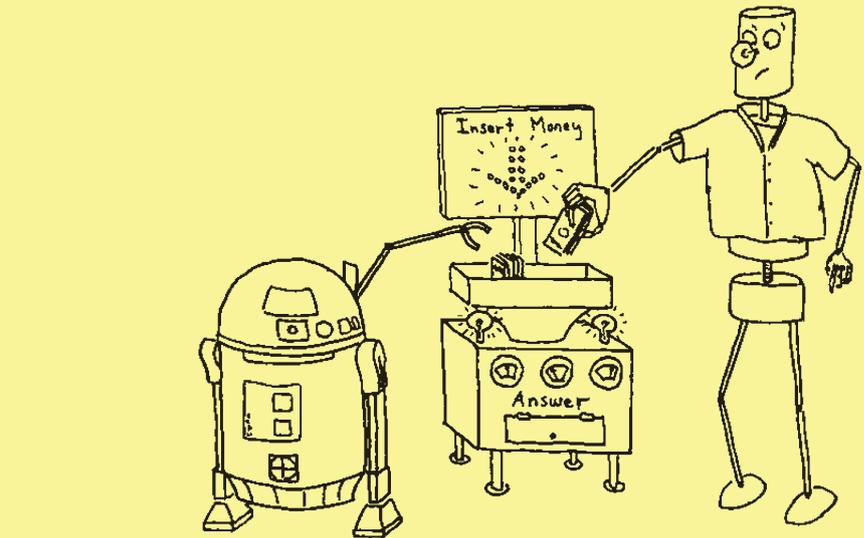
# Spitzenwissenschaftler im interdisziplinären Dialog

Robert B. Laughlin hält die erste »Unselde Lecture« am Forum Scientiarum

Das Forum Scientiarum macht im Mai mit einem neuen Programm auf sich aufmerksam: Im Rahmen der jährlichen »Unselde Lectures« am Forum Scientiarum der Universität Tübingen – initiiert und gefördert von der »Udo Keller Stiftung Forum Humanum« – stellen internationale Forscher ihre Arbeiten fächerübergreifend zur Diskussion. Robert B. Laughlin, Physik-Nobelpreisträger von 1998, wird als erster Redner zu Gast am Forum sein. Der renommierte Physiker der Stanford University stellt seine Arbeiten zur Emergenz von Naturgesetzen vor und diskutiert darüber sowohl mit Kollegen aus verschiedenen Fächern als auch, in einem einwöchigen Kurs, mit einer international und interdisziplinär besetzten Gruppe von Studierenden.

Den Höhepunkt des Programms bildet ein öffentlicher Vortrag Laughlins im Audimax. Daneben organisiert das Forum Scientiarum ein Kolloquium mit Podiumsdiskussion, an dem Tübinger Wissenschaftler aus unterschiedlichen Fachbereichen teilnehmen. Außerdem ist ein einwöchiger internationaler Meisterkurs ausgeschrieben: »20 Studierende verschiedener Fächer erhalten die Möglichkeit, mit den Experten aktuelle Forschungsfragen zu erörtern«, erklärt der wissenschaftliche Leiter des Forum Scientiarum, Dr. Niels Weidtmann. In dieser »Internationalisierung« sieht Weidtmann vor allem »einen Gewinn für die Studenten vor Ort«. Es sei eine Bereicherung, in einem Kurs zu sitzen, »der so zusammengesetzt ist wie beispielsweise ein Seminar in Oxford«. Um das Programm der diesjährigen »Unselde Lecture« zu ergänzen, organisiert das Forum zudem im Sommersemester eine Vorlesungsreihe zum Thema »Reduktionismus und Emergenz«, in der Forscher verschiedener Disziplinen aus Tübingen und dem Ausland sprechen.

Ziel der »Unselde Lectures« sei es, »Grundfragen der Wissenschaften fächerübergreifend zu diskutieren«, sagt Weidtmann. Die Anregung dazu kam von der »Udo Keller Stiftung Forum Humanum«. Sie unterstützt den Suhrkamp Verlag bei der Herausgabe der neuen »Edition Unselde«, einer interdisziplinär angelegten Buchreihe, mit der der Verlag Texte für die fächerübergreifende Arbeit anbieten will.



Der Physik-Nobelpreisträger Robert B. Laughlin betätigt sich auch als Cartoonist. Titel dieser Zeichnung: Robot.

Robert B. Laughlin forscht unter anderem zur Theorie der Supraleitung. Im Jahr 1998 erhielt Laughlin für seine Arbeiten zum fraktionalen Quanten-Hall-Effekt gemeinsam mit Horst Ludwig Stürmer und Daniel Chee Tsui den Nobelpreis für Physik. Schon damals beschäftigte Laughlin die Selbstorganisation von Materie. Er zeigte, dass Elektronen unter bestimmten Bedingungen zu einer Quantenflüssigkeit kondensieren, deren Eigenschaften nicht auf die Eigenschaften der einzelnen Elektronen zurückführbar sind. Ähnliche Effekte finden sich Laughlin zufolge auch in biologischen Systemen, Laughlin bezeichnet sie als »emergent«. Niels Weidtmann erläutert das Phänomen der Emergenz an einem gängigen Beispiel: »Die Struktur von Eiskristallen lässt sich nicht aus den Eigenschaften der Wassermoleküle herleiten.« Oder noch allgemeiner: »Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.«

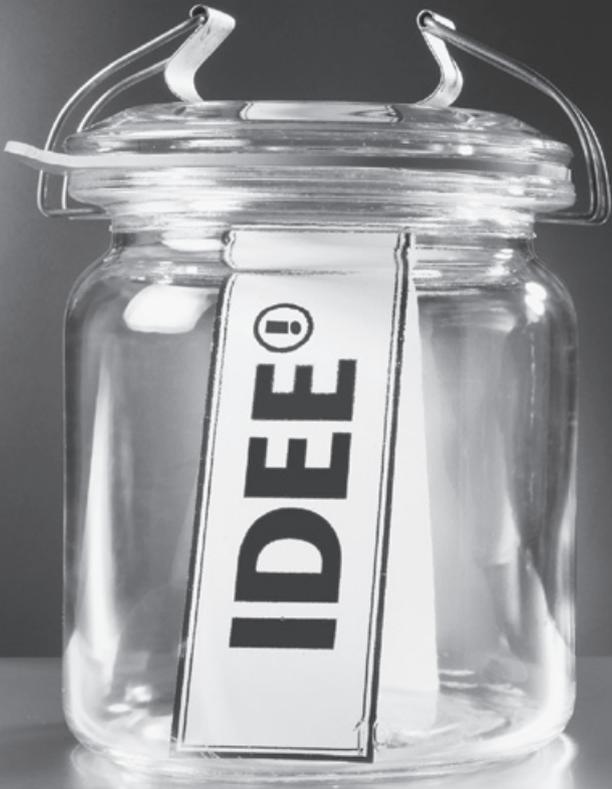
Laughlin hält selbst Naturgesetze für emergent und wendet sich daher gegen einen gängigen Reduktionismus in der Physik, der alle Gesetzmäßigkeiten auf wenige fundamentale Naturgesetze zurückzuführen versucht. In seinem Buch »Abschied von der Weltformel«, das in der deutschen Übersetzung 2007 erschienen ist, legt er die Grundzüge seiner Thesen dar. Mit Anekdoten aus seinem Leben und selbst gezeichneten Cartoons versucht er, auch fachfremden Lesern einen Zugang zu seinen Arbeiten zu ermöglichen. Dabei hebt er immer wieder den experimentellen Charakter der Physik hervor: »Die größten Geheimnisse liegen nicht Lichtjahre entfernt – sondern direkt vor unseren Augen.« Die »Unselde Lectures« finden künftig jährlich am Forum Scientiarum statt. Gastrednerin im nächsten Jahr wird die Philosophin und Altertumswissenschaftlerin Martha C. Nussbaum sein. SH



Höhepunkt der Unselde Lecture mit Prof. Dr. Robert B. Laughlin ist dessen öffentlicher Vortrag zum Thema »The Age of Emergence« im Audimax am 6. Mai um 20.15 Uhr.

Studierende aus aller Welt sind eingeladen, sich für den interdisziplinären Meisterkurs mit Prof. Laughlin, Prof. Heidelberger und Prof. Schopohl zu bewerben, der vom 5. bis 9. Mai am Forum Scientiarum angeboten wird. Das Forum Scientiarum organisiert im Sommersemester anlässlich der Unselde Lecture außerdem eine Vorlesungsreihe zu »Reduktion und Emergenz«, die ab 21. April vierzehntägig um 20 Uhr c. t. stattfindet. Weitere Informationen: [www.forum-scientiarum.uni-tuebingen.de](http://www.forum-scientiarum.uni-tuebingen.de)

# Selbstgemacht nicht nachgemacht



Gehören Sie zu denen, die auf Qualität und Erfolg der eigenen Leistung vertrauen? Dann stört es Sie sicher, wenn andere sich einfach Ihrer Ideen bedienen, um Profit zu machen und Sie leer ausgehen zu lassen. Beraten und vertreten in allen Fragen des nationalen und internationalen gewerblichen Rechtsschutzes, können Sie etwas dagegen tun.

Als erfolgreich gewachsene Patentanwaltskanzlei betreuen wir von Standorten in Stuttgart, Baden-Baden und Tübingen aus Mandanten im Inland und Ausland. Unser Team aus 13 Partnern und mehr als 45 Mitarbeitern verbindet technisches Know-how mit langjähriger juristischer Erfahrung. Im Interesse und zum Schutz Ihres geistigen Eigentums.

Unser Tätigkeitsschwerpunkt liegt dabei auf dem Patentrecht, dem Markenrecht, dem Gebrauchsmuster- und Geschmacksmusterrecht sowie dem Arbeitnehmererfindungsrecht. Darüber hinaus verfügen wir auch über große Erfahrung in Verletzungsprozessen sowie auf benachbarten Gebieten, insbesondere beim Softwarerecht, Vertrags- und Lizenzrecht und bei der Beratung von technologieorientierten Start-up-Unternehmen, vor allem aus dem universitären Umfeld.

Besuchen Sie uns unter [www.wwp.de](http://www.wwp.de)

WITTE, WELLER & PARTNER  
PATENTANWÄLTE

Fürststraße 13 · 72072 Tübingen · Telefon: +49(0)7071/151520 · Telefax: +49(0)7071/151521

## Laufer-Stark & Maluck

Steuerberatungsgesellschaft mbH  
Unternehmensberatung GmbH

LS&M

- Existenzgründungsberatung
- Coaching nach §2 ESF-Richtlinien
- Erstellung von Business-Plänen
- Finanzplanung
- Gründung und laufende Beratung von GmbH

Mehr Info?

■ [www.LSuM.de](http://www.LSuM.de)

Fürststraße 13 · 72072 Tübingen  
Fon 07071 133 933 · [info@LSuM.de](mailto:info@LSuM.de)

Wir arbeiten zusammen mit den  
Rechtsanwälten Weidmann und Partner

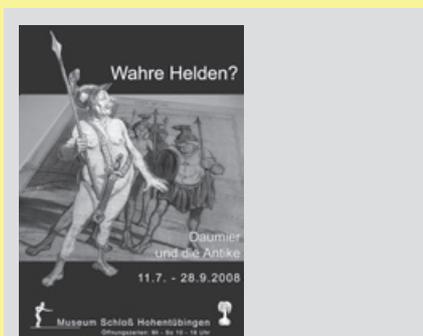
# Die Helden der Antike künstlerisch aufs Korn genommen

Museum Schloß Hohentübingen zeigt Werke des Karikaturisten Honoré Daumier

Der französische Künstler Honoré Daumier (1808-1879), dessen 200. Geburtstag im Februar gefeiert werden konnte, karikierte mit feiner Beobachtungsgabe und teils derbem Spott die bürgerliche Antikenbegeisterung des 19. Jahrhunderts und stellte dabei die Verherrlichung des Altertums generell in Frage. Honoré Daumiers mythische Helden sind allesamt sehr bodenständig und stehen weit von dem hehren Sockel entfernt, auf den das Bürgertum die klassische Antike gestellt hat.

## Konzipiert in Gießen

Die Ausstellung »Wahre Helden?« war 2007 vom Archäologischen Institut der Universität Gießen konzipiert und anschließend im Martin-von-Wagner-Museum in Würzburg gezeigt worden. Sie umfasste ursprünglich 32 ausgewählte Original-Lithografien Daumiers, die die Heroen des klassischen Altertums und ihre vorbildhaften Taten aufs Korn nehmen. Die Mehrzahl dieser Exponate ist der Lithografienfolge »Histoire ancienne« entnommen. Im Museum Schloß Hohentübingen soll diese Serie von 50 Blatt komplett gezeigt werden. Daumier hatte sie in den Jahren 1841 bis 1843 für die satirische Tageszeitung »Le Charivari« geschaffen.



Die Ausstellung »Wahre Helden« im Museum Schloß Hohentübingen wird vom 11. Juli bis 28. September 2008 gezeigt. Sie ist mittwochs bis sonntags von 10 bis 18 Uhr geöffnet.

Der Gießener Katalog ist in der Ausstellung erhältlich: M. Recke (Hrsg.), Wahre Helden? Daumier und die Antike. 120 Seiten, 89 Abb., BoD Norderstedt 2007. Preis: 10 Euro



Die Schöne Helena führt den siegreichen Helden vom troianischen Schlachtfeld: Lithografie von Honoré Daumier.

Schon das erste Blatt »Ménélas vainqueur«, das den siegreichen Helden bei der Rückführung der Schönen Helena vom troianischen Schlachtfeld in die Heimat wiedergibt, findet seine Vorstufe auf einem antiken Vasenbild im Museum, auf dem Aphrodite Helena davor behütet, vom Verfolger Menelaos mit dem Schwert ermordet zu werden. Und wenn, wie auf dem Plakat zu sehen, Leonidas in heroischer Nacktheit am Vorabend der

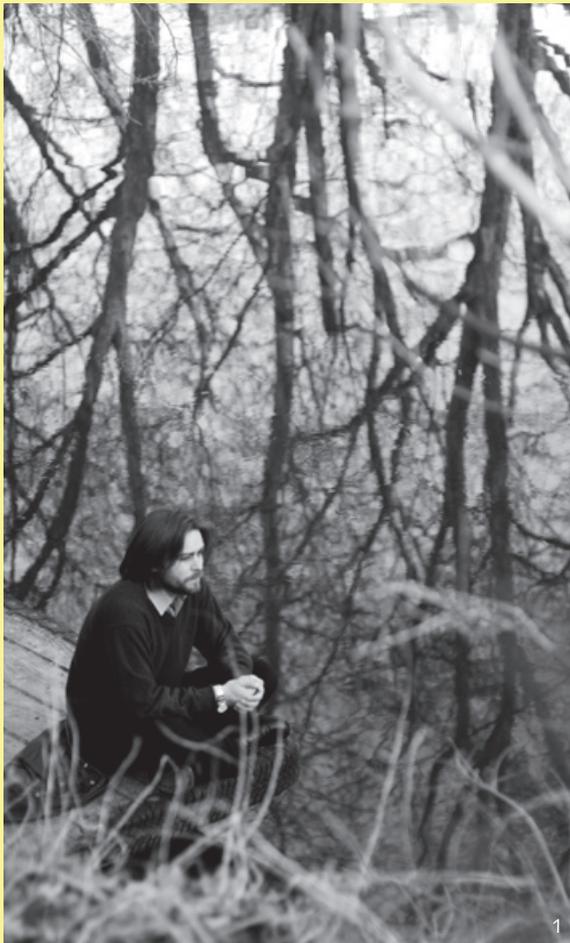
Schlacht bei den Thermopylen mit seinem Trupp auszieht, um das persische Heer auszuspähen, so ist die Assoziation zur berühmten Bronzestatue des Tübinger Waffenläufers, dem Museumslogo, nicht weit. Die Besucher dürfen sich auf das spannungsreiche Wechselspiel der Originale und Abgüsse im Museum Schloß Hohentübingen einerseits und der Meisterwerke Daumiers andererseits freuen. Bettina von Freytag gen. Löringhoff

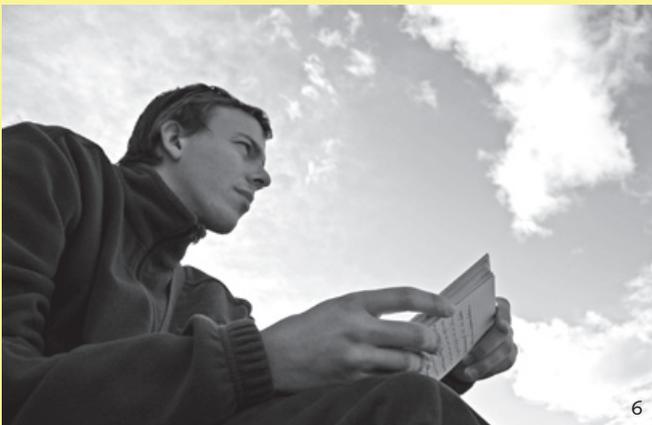
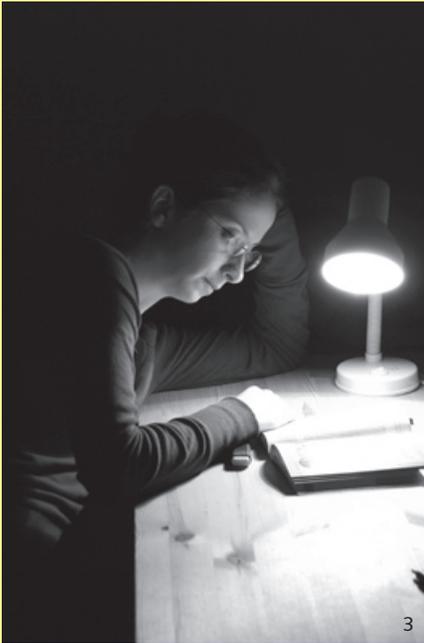
# Die Einsamkeit des Studierens

Die Zeit an der Universität ist ein unwiederbringlicher Lebensabschnitt, in dem man weder in eine schulische Gemeinschaft noch in die Arbeitswelt fest eingebunden ist. Es ist die Phase der individuellen Orientierung; in dieser Übergangsphase Studium erfahren wir Freiheit, aber auch Einsamkeit.

Das Abitur ist geschafft, und die Wege der Freunde trennen sich. Wir beginnen nach unserem eigenen Lebensweg zu suchen. Diese Suche führt viele von uns an die Uni Tübingen, einen bislang unbekanntes Ort. Wir folgen unserem Wunsch nach Autonomie in der Themen- und Fächerwahl sowie in der täglichen Zeiteinteilung, losgelöst von Schulfreunden und der elterlichen Umgebung. In der Universität treffen wir täglich auf zahlreiche Mitstudierende, sei es in den Veranstaltungen, in der Universitätsbibliothek oder in der Mensa. Jedoch muss jeder einzelne von uns seinen persönlichen Weg finden und allein für die Erfüllung seiner Wünsche kämpfen.

Susan Schellknecht

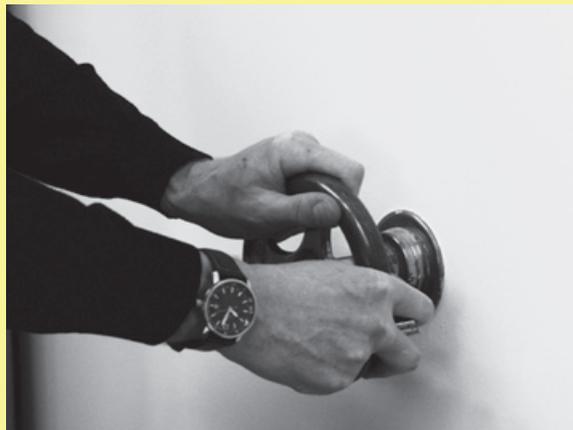
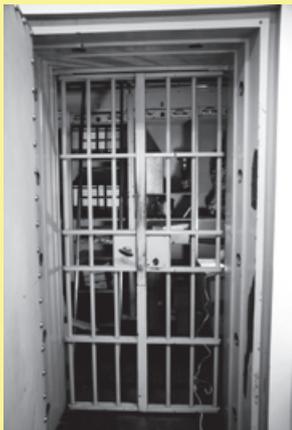




Die Fotografien stammen von Antonie Knierim (3, 6), Ruth Soppa (2, 4, 7) und Dominik Rößler (1, 5).

# Hinter dem grauen Vorhang...

Im Tresor der Universität Tübingen lagern Dokumente, gestiftete Vasen, Becher, Pokale – und der Silberschatz. Zweimal in seiner mehr als 400-jährigen Geschichte ging er verloren, wurde einmal geklaut, das andere Mal »versilbert«. Die Schätze, die der Sicherheitsschrank heute hütet, sammelten sich zwischen 1886 und dem Ersten Weltkrieg an. Für *attempto!* gab der Tresor seine Geheimnisse preis.



Hinter Schloss und Riegel: Die Universität hat ihre Schätze sicher verwahrt.

Er ist nicht gerade repräsentativ. Schamhaft versteckt sich der begehbare Hüter des Tübinger Silberschatzes hinter einem grauen Vorhang. Kein Mensch würde vermuten, dass hinter der rund 20 Zentimeter dicken Metalltüre, in einem ganz normalen Büro in der Neuen Aula, ein Schatz verborgen ist. Zieht man den Vorhang auf, zeigt sich eine beige lackierte Türe mit zwei Schlössern und einem Drehrad zum Öffnen.

Jürgen Futter, Chef der Universitätskasse und damit offizieller Verwalter aller Wertgegenstände im Besitz der Universität, hat sich beide Schlüssel zum Öffnen des Tresors besorgt. Es ist soweit: Die massive Tür wird aufgemacht, das Monstrum, das vermutlich zur Zeit der Erweiterung der Neuen Aula 1931 eingebaut wurde, gewährt Einblick in sein Inneres. Einen Schritt nach vorne, und der Betrachter ist mittendrin: Vor ihm und an beiden Seiten wachsen Regale bis zur Decke – darin Ordner, Koffer, Wertgegenstände. Die Luft ist stickig, es riecht nach vergangenen Zeiten.

Wie die Universität zu ihren diversen Silberschatzen kam? Bis ins 18. Jahrhundert war es üblich, dass Fürsten und Städte silberne Becher oder Pokale als Ehrengaben und Auszeichnung verschenkten. Auch die Universität Tübingen schenkte mit – und wurde ihrerseits beschenkt. Bis zum Dreißigjährigen Krieg sammelten sich etliche silberne

und vergoldete Trinkgefäße an. Dieser erste Silberschatz ging prompt in den Kriegswirren verloren. In den 50er-Jahren des 17. Jahrhunderts entstand eine weitere Sammlung, aber auch dieser zweite Schatz der Universität fand ein glückloses Ende: Er musste 1800 verkauft werden, damit Württemberg die Kriegskontribution an Frankreich bezahlen konnte. Unter den Käufern waren auch einige reiche Tübinger Bürger und Professoren. Später schenkten deren Nachfahren einzelne Stücke der Universität zurück. Oder die Universität selbst kaufte sie im Antiquitätenhandel wieder auf. Von 1886 an begann der dritte Silberschatz zu wachsen: Den Anfang machte ein großer silberner Tafelaufsatz, den König Karl und seine Frau Olga stifteten.

Zurück zum Tresor: Wo ist er denn nun, der Silberschatz? Eine Schatztruhe ist nirgends zu sehen. Die einzelnen Stücke der 26 Teile zählenden Preziosen-Sammlung stehen einsam im Regal oder sind in Kisten und Behälter gepackt. Die wertvollsten Dinge, wie beispielsweise verschiedene Tischbecher des Herzogs Eberhard Ludwig von 1677, beherbergt heute das Württembergische Landesmuseum. Aber der Tresor hat dennoch Spektakuläres zu bieten. Jürgen Futter packt aus, und das Publikum staunt, wenn er die eindrucksvollsten Stücke aus dem Silberschatz vor der Kamera präsentiert . . .

FÖR

## Abbildungen:

Abb. 1:

### Rokokouhr aus Paris:

Die Rokokouhr aus Eichenholz mit ornamentiertem Messingbeschlag und Blüteneinlagen in Perlmutter und Steinen stammt von einem französischen Uhrmacher aus Paris. Wie sie zum Silberschatz kam, ist unklar.

Abb.2:

### Ein imposantes Trinkgefäß:

Der »Humpen der Gräfin Maria von Linden«, die als erste Frau mit Sondergenehmigung schon im 19. Jahrhundert in Tübingen studieren durfte, wurde der Universität 1915 vermacht. Er soll eine schwedische Arbeit vom Anfang des 18. Jahrhunderts sein.

Abb.3:

### Das Katharinenzepter der Artistenfakultät:

Sie gehörte zu den vier Gründungsfakultäten der Universität Tübingen. Hier wurden die »artes liberales« gelehrt, aus denen die späteren Geisteswissenschaften hervorgingen. Das Zepter fertigte Michael Speidel aus Weil der Stadt 1482 im Auftrag der Fakultät an. An der Spitze sitzt die Skulptur der Heiligen Katharina, der Schutzpatronin der Artistenfakultät. Zepter gehörten zu den Hoheitszeichen der Universitäten, sie symbolisierten die Amtsgewalt des Rektors, die auf der Autonomie der Universität beruhte. Zusammen mit dem Rektorzephe, das auf dieselbe Zeit datiert wird, ging das Katharinenzepter in das Wappen der Universität Tübingen ein. Beide wurden noch bis in die 1960er-Jahre bei festlichen Anlässen dem Rektor der Universität voran getragen.

Abb.4:

### Gelötet aus zwanzigkarätigem Gold:

Die Rektorkette, angefertigt von Goldschmied Oechslin aus Stuttgart, ist als einziges Hoheitszeichen der Universität immer noch in Gebrauch. Allerdings trägt der Rektor bei öffentlichen Auftritten nur ein Duplikat. Die Tübinger Kette wurde zum 25-jährigen Dienstjubiläum König Wilhelms I. beschafft. Deshalb trägt sie im Anhänger den Kopf des Königs im Profil.

Abb. 5:

### Tafelaufsatz für einen Mathematik-Professor:

Der Tafelaufsatz von Professor Alexander Brill wurde dem Ordinarius der Mathematik zum 70. Geburtstag von der Naturwissenschaftlichen Fakultät 1912 geschenkt und landete später beim Silberschatz.

Fotos: Soppa



# Career Service kann Angebot ausweiten

Großzügige Spende ermöglicht Sommerkurs »Interkulturelles Management – Europa«



Die Schlüsselqualifikationen gezielt ausbauen – dabei hilft der Career Service den Studierenden jetzt auch auf europäischer Ebene.

Mit einer besonders großzügigen gemeinsamen Förderzusage reagierten der Sparkassen Verband Baden-Württemberg und der Deutsche Sparkassen- und Giroverband in Berlin auf einen Spendenaufruf des Universitätsbundes zur Förderung des Career Service der Universität Tübingen. Beide ermöglichten durch ihr Engagement nicht nur den weiteren Ausbau des Kursprogramms für Schlüsselqualifikationen »Studium professionelle«, sondern legten auch den Grundstein für den ersten Sommerkurs für »Interkulturelles Management – Europa« an der Universität. Auch im Zeitalter der Globalisierung ist Europa nach wie vor der wichtigste Handels-

partner für die deutsche Wirtschaft. »Zwar kennt man viele Länder von Urlauben oder Kurzvisiten her. Häufig sind aber die – neben den Fremdsprachenkenntnissen – weiteren wirklich wichtigen Voraussetzungen für die Arbeit im europäischen Ausland gar nicht bekannt«, erläutert Dr. Thomas von Schell, Leiter des Career Service. »Hier setzt unser Sommerkurs an.« Welche Spezifika der vielfältigen Kulturen und Traditionen sollte man kennen? Was ist bei der interkulturellen Kommunikation zu beachten? Wie laufen Bewerbungsverfahren in unterschiedlichen Ländern ab? Das sind nur einige der Fragen, die im Sommerkurs intensiv behandelt werden. Einzelne

Länder wie Frankreich, Italien und Spanien stehen dabei ebenso im Mittelpunkt wie die Ländergruppen Osteuropa und Skandinavien. Begleitet wird jedes Land oder jede Ländergruppe von einem ausländischen Experten. Zu den Themen gehören neben Informationen und Grunddaten zu den Ländern auch »Inter-cultural Awareness«, Erfahrungsberichte von Studierenden, Firmenvertretern und Konsultantsmitarbeitern. Außerdem werden länderspezifische Workshops und ein Infomarkt »Arbeitsmarkt Europa« angeboten.

»Für uns als Universität ist es sehr wichtig, unsere Absolventen nicht nur mit einer hervorragenden wissenschaftlichen Ausbildung auszustatten, sondern auch mit überfachlichen Kenntnissen und Fähigkeiten, die ihnen langfristig zum Erfolg auf internationalen Arbeitsmärkten verhelfen«, erklärt Rektor Bernd Engler. »Insofern bin ich dem Universitätsbund und seinen Förderern auch persönlich sehr dankbar für dieses Engagement!« Der Sommerkurs »Interkulturelles Management – Europa« wird vom Career Service der Universität Tübingen in Zusammenarbeit mit der Industrie- und Handelskammer Reutlingen angeboten. Er findet statt vom 28. bis 31. Juli 2008 in der Weiterbildungsakademie der IHK Reutlingen. Aufgenommen werden rund 60 Teilnehmer.

Foto: Rößler

Weitere Informationen zu den Inhalten sowie zum Bewerbungsverfahren erteilt Dr. Thomas von Schell unter [thomas.vonschell@uni-tuebingen.de](mailto:thomas.vonschell@uni-tuebingen.de).

## Neu im Unibund

Friederike Andres, Tübingen  
 Brigitte Brandner, Reutlingen  
 Edmund Bühler GmbH, Hechingen  
 Sarah Dessi Schmid, Tübingen  
 Donatus E. Düsterhaus M.A., Tübingen  
 Michaela Fries, Tübingen  
 Julia Giehl, Tübingen  
 Dr. med. Matthias Koch, Bovenden  
 Christina Lang, Tübingen  
 Prof. Dr. Wolfgang Larbig, Tübingen  
 Katharina Leiß, Tübingen  
 Nan Li, Tübingen

Annette Mauch, Tübingen  
 Lena Moser, Tübingen  
 Sabine Müller, Muldingen  
 Hanne Roth, Tübingen  
 Johanna Rudolph, Tübingen  
 Stefanie Rudolph, Stuttgart  
 Sonja Schäfer, Tübingen  
 Julia Scherzinger, Tübingen  
 Carina Steidle, Königsbrunn-Ochsenberg  
 Volker und Christel Thierer, Göppingen  
 Ina Wieser, Pliezhausen  
 Angelika Zirker, Tübingen

## Wir trauern um

Prof. Dr. Leo Koslowski, Tübingen  
 Prof. Dr. Walter Haug,  
 Kirchentellinsfurt  
 Dr. Helmuth Hofmann,  
 Schwäbisch Hall  
 Dr. Elsa Lattey, Tübingen  
 Prof. Dr. Joseph Möller, Feldafing  
 Dr. Ing. Klaus H. Scheufelen,  
 Lenningen  
 Prof. Dr. Wilhelm Seyffert, Tübingen  
 Dr. iur. Paul A. Stein, Leinfelden-  
 Echterdingen

# Zukunftskapital Fremdsprache stärken

Der Universitätsbund wirbt um Unterstützung für das Fachsprachenzentrum der Universität

Auch mit seinem neuesten Spendenaufruf stärkt der Universitätsbund die Internationalisierung der Universität und die Chancen ihrer Absolventen auf dem Arbeitsmarkt: Rektor Bernd Engler und der Vorsitzende des Universitätsbundes, Carl Herzog von Württemberg, bitten Privatpersonen, Unternehmen und Verbände, mit ihrem Engagement zum Ausbau des Fachsprachenzentrums beizutragen. »Mir liegt dieses Förderprojekt sehr am Herzen. Denn die Universität Tübingen möchte ihre Studierenden mit den besten Chancen und einer exzellenten Ausbildung ins Berufsleben entlassen. Fremdsprachenkenntnisse gehören heute – neben einer fundierten wissenschaftlichen Ausbildung – dazu«, betont Engler.

Im Fachsprachenzentrum können sich die Studierenden die im späteren Beruf in Wirtschaft und Wissenschaft erforderlichen Sprachkenntnisse aneignen. »Bei Fremdsprachenkenntnissen denken die meisten zunächst an Englisch. Aber auf dem Arbeitsmarkt sind Englischkenntnisse inzwischen keine Zusatzqualifikation mehr, sondern eine Grundvoraussetzung. Vielfach benötigt die Wirtschaft Arbeitskräfte mit mindestens zwei, besser drei Fremdsprachen«, erklärt Dr. Claudia Duttlinger, die Direktorin des Fachsprachenzentrums. Mit seinen Sprachkursen in Englisch, Französisch, Italienisch, Schwedisch, Japanisch, Spanisch und Russisch wendet es sich an die Studierenden aller Fakultäten. »Im Mittelpunkt unserer Kurse steht nicht der

Erwerb von Grundkenntnissen, sondern das selbständige Bearbeiten und Verfassen anspruchsvoller fremdsprachlicher Texte sowie die Fähigkeit zur aktiven Teilnahme an fremdsprachlichen Verhandlungen«, erläutert die Direktorin das Kurskonzept. Darüber hinaus werden für den wissenschaftlichen Bereich Fremdsprachenkenntnisse zur Rezeption von Veröffentlichungen oder Vorträgen sowie für Verhandlungen mit Projektpartnern und für Lehrveranstaltungen vermittelt.

In einigen Studiengängen ist die Teilnahme an den praxisnahen Sprachkursen schon heute Pflicht, aber auch Studierende anderer Fächer nehmen das Angebot sehr gerne an. Mit Spenden, die beim Universitätsbund eingehen, soll die Anzahl der Sprachkurse erhöht werden. Außerdem ist geplant, die Palette der angebotenen Sprachen langfristig zu erweitern und den Studierenden eine Mediothek zur Verfügung zu stellen. Auch den steigenden Studierendenzahlen soll durch den räumlichen Ausbau des Fachsprachenzentrums Rechnung getragen werden. Neben Mobiliar und technischer Ausstattung werden neue Medien und Bücher dringend benötigt.



Englischkenntnisse gelten auf dem Arbeitsmarkt oft als Grundvoraussetzung. Für die Kür lernen viele Studierende weitere Fremdsprachen.

Spenden für das Fachsprachenzentrum werden erbeten auf das Konto der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen (Universitätsbund) e.V., Konto-Nummer 110 608, Kreissparkasse Tübingen (BLZ 641 500 20).

## Impressum

attempto! ist die Zeitschrift der EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e. V. (Universitätsbund).

Sie wird herausgegeben vom Rektor der Universität und erscheint zweimal jährlich zu Semesterbeginn.

ISSN: 1436-6096.

attempto! im Internet:

[www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/](http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/)

Redaktion: Michael Seifert (MS, verantwortlich), Janna Eberhardt (JE), Gabriele Förder (FÖR), Maximilian von Platen (MvP), unter Mitarbeit von Stefanie Höbel (SH, Praktikantin) und Susan Schellknecht (Praktikantin)

Adresse: Wilhelmstr. 5, 72074 Tübingen, Tel.: (07071) 29-76789, Fax: (07071) 29-5566, E-Mail: [michael.seifert@uni-tuebingen.de](mailto:michael.seifert@uni-tuebingen.de)

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knappe, Dietmar Koch, Sigi Lehmann.

Layout: Barbara Kalb.

Konzept und Beratung: nalbach typografik, Stuttgart.

Fotografen: Dominik Rößler, Antonie Knierim, Ruth Soppa; Titelfoto: Manfred Grohe: »Sturm vor Kap Hoorn«

Druck: Gulde Druck, Tübingen

Anzeigen: vmm wirtschaftsverlag gmbh & co.kg

Maximilianstraße 9, 86150 Augsburg  
Tel.: 0821/ 4405-423

[www.vmm-wirtschaftsverlag.de](http://www.vmm-wirtschaftsverlag.de)

Auflage: 11 000 Exemplare.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder. Textabdruck nur mit Zustimmung der Redaktion. Bankverbindungen des Universitätsbundes: KSK Tübingen Nr. 110608, Deutsche Bank AG Tübingen Nr. 1208080000, Volksbank Tübingen Nr. 15818004.

high precision optical filters

www.ahf.de

hard-coated  
best. S/N

laser  
multiphoton  
spectroscopy  
fluorescence  
RAMAN

 analysentechnik

photocase.com © complize | m.martins

 **wirtschaftsverlag**

Corporate Publishing  
Monika Burzler | Tel: +49 (0)821 4405-423  
monika.burzler@vmm-wirtschaftsverlag.de  
www.vmm-wirtschaftsverlag.de

Wir lassen Ihre  
**Kommunikation**  
gewinnen.

Kundenzeitschriften  
Geschäftsberichte  
Mitarbeitermagazine  
Hochschulpublikationen  
Newsletter  
E-Journals

# ratiopharm Gruppe

**ratiopharm**

[www.ratiopharm.de](http://www.ratiopharm.de)

## ratiopharm Gruppe

Wir entwickeln und produzieren eigene patentfreie Pharmaprodukte und bieten sie preiswert an – das hat uns zur meistverwendeten und meistverordneten Arzneimittelmarke Deutschlands und zu einem der führenden internationalen Generika-Unternehmen gemacht. Auf diese Weise leisten wir einen langfristigen Beitrag zur Kostensenkung im Gesundheitswesen. Neben der Herstellung und Vermarktung klassischer Generika, realisiert ratiopharm auch die Entwicklung und Produktion biotechnologisch hergestellter Arzneimittel innerhalb des eigenen Firmenverbunds.

In den Apotheken sind wir mit über 750 Präparaten hoher Qualität vertreten und verfügen so über eines der größten Produktsortimente der Branche. Dies umfasst nahezu alle Anwendungsgebiete, so dass wir weltweit über 470 Millionen Packungen jährlich produzieren.

Die ratiopharm Gruppe hat in Deutschland ihre Standorte in Ulm und Blaubeuren-Weiler und ist in 25 Ländern mit eigenen Niederlassungen vertreten. Die Produkte sind in 35 Ländern erhältlich. Unsere langjährige Erfahrung, unsere Serviceangebote und die hohen Qualitätsstandards machen uns zu einem international gefragten Partner in der Industrie und im Gesundheitswesen.

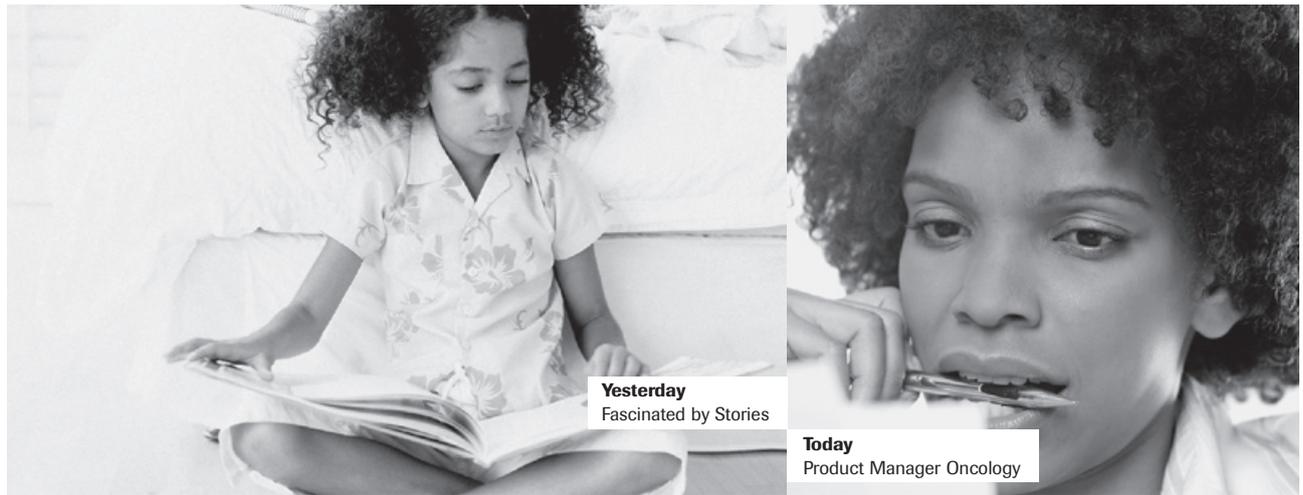
## Unsere Personalpolitik

ratiopharm ist ein wachstumsorientiertes und international agierendes Unternehmen. Entsprechend haben



wir unsere Personalarbeit ausgerichtet. Wir erwarten von unseren Mitarbeitern Integrität, Weitsichtigkeit und Durchhaltevermögen. Wer zu ratiopharm kommt, ist grundsätzlich auf einen exzellenten Ruf für unser Unternehmen bedacht. Ein umfangreiches Weiterbildungsprogramm, individuelle Entwicklung, flexible Arbeitszeitmodelle, Vereinbarkeit von Beruf und Familie sowie ein ausgeprägtes Werteverständnis sind uns wichtig.

Mehr über unsere Unternehmensgruppe und aktuelle Stellenangebote erfahren Sie auf unserer Homepage [www.ratiopharm.de](http://www.ratiopharm.de).



# ROCHE – WE INNOVATE HEALTHCARE. LET US INSPIRE YOUR CAREER.

Roche mit Hauptsitz in Basel, Schweiz, ist ein global führendes, forschungsorientiertes Healthcare-Unternehmen in den Bereichen Pharma und Diagnostika. Mit innovativen Produkten und Dienstleistungen, die der Früherkennung, Prävention, Diagnose und Behandlung von Krankheiten dienen, trägt das Unternehmen auf breiter Basis zur Verbesserung der Gesundheit und Lebensqualität von Menschen bei. Roche ist einer der weltweit bedeutendsten Anbieter von Diagnostika, der grösste Hersteller von Krebs- und Transplantationsmedikamenten und nimmt in der Virologie eine Spitzenposition ein.

Innovation ist der Schlüssel zum Erfolg – nicht nur in der Forschung und Entwicklung, sondern auch in der Gewinnung, Förderung und Begleitung der Mitarbeitenden.

Besuchen Sie uns auf unserer Homepage: [www.roche.ch](http://www.roche.ch), registrieren Sie sich einfach im Talentpool oder bewerben Sie sich unter: <http://careers.roche.com/switzerland/>

Ihre Ideen könnten Teil unserer Innovationen für die Gesundheit werden.



*We Innovate Healthcare*